

Der Anti-Humboldt.

**Eine Veranstaltung zum selektiven Rückbau
des Humboldt-Forums**

mit Workshops zu Nationbranding, postkolonialen Displays und
Restitutionsfragen

**am 12. Juli 2009
Sphiensaele, Berlin
20.00 Uhr**

Teil I. Einleitung.

Sehr geehrte Damen und Herren, Liebe Gäste,

dieser Abend und die morgigen Workshops sind eine Intervention in einen scheinbar unausweichlichen Prozess. Im Gegensatz zu jenen, die vergangenen Mittwoch im Alten Museum mit dem Werkstattbericht über das Humboldt-Forum „anders“ zur Welt gekommen sind, ist unser Wunschziel, dass die Schloss-Fassade nicht rekonstruiert wird und es an diesem Ort kein „Humboldt-Forum“ mit den als „außereuropäisch“ klassifizierten Künsten geben wird. Entsprechend halten wir das Humboldt-Forum auch nicht für eine „greifbare Vision von der Gleichberechtigung aller Kulturen in der globalisierten Welt des 21. Jahrhunderts“ – wie es in dem neuen Buch „Humboldt-Forum. Das Projekt“ heißt –, sondern für das Symbol für Fehlentscheidungen und Skandale und für eine schamlose Instrumentalisierung außereuropäischer Kulturen. Wir: das sind eine Gruppe von KünstlerInnen, AktivistInnen und WissenschaftlerInnen, die sich Alexandertechnik nennt.

Mit Humboldt-Forum meinen wir aber auch nicht nur das, was derzeit im Alten Museum zu sehen ist. Vielmehr meinen wir damit ein historisch vielschichtiges Diskussionsfeld, das wir heute Abend in einem Rundblick vom anvisierten Platz des Humboldt-Forums aus, also der Berliner Mitte, rekapitulieren möchten. Zu dieser Problemzone zählen wir, um vorab ein paar Punkte zu nennen:

- Das mutwillige „Scheitern“ vorheriger alternativer Bebauungskonzepte;
- die jahrelange Lobbypolitik des Wilhelm von Boddien, bis schließlich das Schloss beschlossen war;
- der Abriss des Palastes der Republik;
- der Stella-Entwurf und die Jury-Schieberei;
- die Neuerfindung des Preußentums als nachteilungsgeschichtlicher Lückenfüller, einhergehend mit einer neuen elitären Bürgerlichkeit;
- und nicht zuletzt die polarisierende Konstruktion: Museumsinsel mit den Meisterwerken der alten, zu „europäisch“ verschmolzenen Hochkulturen und Humboldt-Forum hier mit den Sammlungen außereuropäischer Künste, was einer kulturellen Klassifikation aus der Zeit des europäischen Imperialismus Ende des 19. Jahrhunderts entspricht.

Es ist nicht leicht, hier ein Hauptproblem auszumachen; allerdings – und dies sei als kurze Ausführung dem Abend vorweg geschickt – halten wir die Präsentation eines Bruchteils der Dahlemer Sammlungen hinter einer preußischen Schlossfassade für besonders absurd. Denn die Sammlungen werden dadurch in eine bauliche Hülle gesteckt, deren Geschichte deckungsgleich mit der kolonialen und wissenschaftlich-hegemonialen Sammlungsgeschichte ist. Das fängt an mit dem Zusammenfall von Wunderkammer und brandenburgisch-preußischem transatlantischem Sklavenhandel und endet mit der Beschleunigung und Legalisierung des Kolonialismus durch die unter Bismarck einberufene Berliner Afrika-Konferenz. In diese Zeit fällt die letzte Schlossbautätigkeit. Kein Ausstellungsobjekt kann einen solchen Kontext transzendieren. Das Humboldt-Forum im Schloss erscheint uns dann auch eher wie eine rückwirkende Legitimation der kolonialen Sammelwut. Einige Faktoren unterstreichen das:

So werden die Sammlungen nichteuropäischer Künste der Patenschaft eines Staatsbürgers der Entdecker- und Eroberungs-Nation unterstellt. Das wäre in etwa so, wie wenn man in Spanien ein Museum für mittel- und lateinamerikanische Kunst Kolumbus-Forum nennt. Darüber hinaus gilt: eurozentrischer und nationaler als Humboldt-Forum geht es kaum. Auch ist die Figur Alexander von Humboldt weitaus ambivalenter, als die Forumsbetreiber es propagieren. Humboldt, so sein Zeitgenosse Schiller, sei „der nackte schneidende Verstand,

der die Natur schamlos ausgemessen haben will.“ Als typischer Forschungsreisender des 19. Jahrhunderts interessierte ihn in erster Linie die Geologie, Flora und Fauna des amerikanischen Kontinents und er trug damit wesentlich zur Erfindung der Tropen als Naturraum bei. Humboldt verfasste eine Geschichte berauscher Natur, verließ aber letztlich nie die Grenzen der kolonialen spanischen Infrastruktur. Er verwandelte Natur in Ästhetik, um in einem Panoramablick nochmals das Ganze, den Kosmos, erfahren zu können. Ähnlich, wie es nun propagiert wird: die Welt in ihrer Totalität. Nur gehörte diese Form von homogenisierender Totalität, wie der Kulturwissenschaftler Hartmut Böhme schreibt, bereits damals schon, also schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts, politisch, gesellschaftlich, philosophisch, literarisch und künstlerisch zu den Akten der Geschichte.

Bei Humboldt gibt es aber in deutscher, romantischer Tradition vor allem unberührte Natur und die dortige Bevölkerung erscheint bei ihm, wie in allen Reiseberichten der Zeit, in einer rein instrumentellen Rolle; sie sind dem Reisenden bei seinem Vorhaben entweder behilflich oder hinderlich.

Hermann Parzinger möchte gerne an die Tradition des „Kosmopoliten Humboldt“ anknüpfen. Parzinger ist bei seinen Planungen zum Forum, wie er auf der Pressekonferenz zur Veröffentlichung des Buches „Humboldt-Forum. Das Projekt“ versicherte, „auch außerhalb Europas“ gereist. Er hat Humboldts Erbe würdig angetreten: Mit Ausnahme eines kanadischen Museumsleiters ist in dem Buch nicht ein einziger Text einer Verfasserin aus dem globalen Süden zu finden.

Adolf Bastian, weiteres Standbein des Forums und Gründer des Berliner Völkerkundemuseums Ende des 19. Jahrhunderts, gibt auch nicht vielmehr her. Er ist Vertreter der so genannten „Rettungsanthropologie“, die Reste von dem bewahren wollte, was Modernisierung und Kolonisierung zerstörten. - Als ob das Deutsche Reich nicht daran beteiligt gewesen war ... Genau solche Gedanken aber führen heute noch zur rückwirkenden Legitimation. Die Dahlemer Sammlungen, die größten und bedeutendsten ihrer Art in Europa, wie man immer wieder hört, werden als so *dermaßen* wichtig dargestellt, dass zunehmend sogar die „Nachfahren derjenigen Völker, bei denen die Stücke einst gesammelt wurden“ anfangen würden, sich dafür zu interessieren. Die Begründung ist perfide. Ich zitiere Viola König:

„Für viele von ihnen“, also den Nachfahren, „sind die Berliner Stücke bedeutende Zeugnisse ihrer Geschichte (vor allem der des 19. Jahrhunderts), oftmals die einzigen verbliebenen Dokumente ihrer Art, die Kolonialzeit, Missionierung und Modernisierung unbeschadet überstanden haben.“

Die Rettungsargumentation besagt: Man trägt zur Zerstörung bei und erklärt den Nachfahren, dass sie die Erbstücke ihrer Vorfahren nun bei den Erben des Kolonialismus studieren dürfen und vergibt sogar Stipendien dafür, wie fürs Humboldt-Forum anvisiert.

Nun ist Sammlungsgeschichte nichts, was der Vergangenheit angehört und damit objektiv einfach ausstellbar wäre. Im Gegenteil: Es gibt eine Performativität des Museums und des Betrachtens, die den Akt der Sammlung und ihrer Aneignung qua Betrachtung alltäglich wiederholen. Nur so ist es möglich, dass von „unseren Schätzen“ gesprochen wird; dabei gehören sie eigentlich anderen oder niemandem mehr. Das Humboldt-Forum wäre also nur eine Aktualisierung der Entdeckungsgeschichte in aller Fragwürdigkeit; und es bleibt bei allem Kosmopolitismus- und Weltoffenheitsgelaber das, was es ist: eine pseudo-kosmopolitische Legitimation für ein preußisches Erscheinungsbild Berlins.

In den folgenden eineinhalb Stunden werden Sie einige Stationen des Mittedesasters sehen, wobei für uns viele Bausteine wichtig sind, um die Dichte dieses Orts zu verstehen und um so tatsächlich mit diesem Abend, wie versprochen, den selektiven Rückbau des Humboldt-Forums zu beginnen.

Am Legitimationsgebäude gräbt als erstes Silvia Rivera Cusicanqui, Soziologin und Kokaaktivistin aus Bolivien, die über die Humboldt-Rezeption in Lateinamerika sprechen wird:

Humboldt-Kritik in Lateinamerika

Humboldt never made it to Bolivia. At that time the big rebellions had just passed and it was the eve of the independence guerillas, so the country was probably to „savage“ to visit. But today, in the middle of the richest neighbourhood of La Paz, stands a monument in honour of Humboldt. This gives us an idea of what he means for the upper classes. It reminds us some common misinterpretations about Humboldt's legacy in Latinamerica. For example, Mary Louise Pratt thinks that he is in the „contact zone“, that there is a middle ground between Europe and the native cultures. But the people who are living around that statue in today's La Paz are not in the middle, they are Euro-Bolivians. People who think - as much as Humboldt did - that the Indians are one more species of the natural world and that they have to be objectified, reified and put into museums as remnants of a lost past. Therefore this statue is very representative for present day interests and for those of the people who collected the money for building it in the 1960ies: it shows the idea that the world can be completely grabbed and completely controlled by reason and by the force of science. This idea led to this masculine sculpture of an angel: Angels normally don't have a sex but this one does. Humboldt's eyes and the Angels sex are on the same level. At the same time the world is held as a balloon, as a reified thing. The world here is representative of the cosmos. What you see is not a map with the continents but the constellations. For indigenous people in Bolivia they are mnemotechnic devices and not just signs. This representation denies other forms of knowledge than rational knowledge.

At the other hand Humboldt's legacy has to do with typology. As a sociologist I defend the idea of a horizontal line between types, a continuum between the extreme types where you can put forms the middle. Humboldt's thinking on the contrary was a vertical line. He categorizes the physiognomy of the landscape and relates its character especially to the botanics. What Humboldt saw is the deformation from the model. In all the types he constructed he had the idea that there is something either gigantic, or dwarf, or deformed from this model of landscapes. His typology served to build a hierarchy of species and of people. The last link of the chain were the indigenous people that were thought of as remnants of primitive hordes, without considering that these „hordes“ were able to construct states, botanical sciences and an astronomy of their own.

I was disturbed by what I saw today in the Alte Museum, in the exposition about the Humboldt forum. I saw a khipu that is a mnemotechnic and expressive device of knotted wool that has many uses which are permanently under discussion. It is still used by people in the Andes to remember the past. In the museum the inscription said that it was the means to measure productivity and served as the statistics of the Empire. That is a way to familiarize the non-familiar to Europeans by language. This way to familiarize uses a mixture of objects, one in the sight of the other. In front of the khipu stood something from Mali, something else from Asia and India and I wondered how this decontextualization of objects can make you feel at home in the world, without that any type of dialogue takes place with the people who are inheritors of those knowledges and without any idea of what contexts are surrounding the objects. These singularized objects are devoid of any meaning and presented sometimes very paternalistically. Somebody paid a ticket to an elder to come to Berlin and help the ethnologists find out what the objects mean. Instead of telling the spectators a little bit more about the objects the text tells that the indigenous communities were so thankful to the museum to have kept their histories alive because obviously over there it is dead.

There is a symbiosis between the dominant internal colonial sector of the Bolivian society

and the imperial colonial knowledges that reduces the human history to a collectible object assemblage. Also, there is a thorough misunderstanding of the relation between the masculine and the feminine in what we see in the sculpture: the active masculine Angel and the passive feminine world. We have to counteract that view and show the enormous activity and dynamism of the female patchamama, the cosmos. Patchamama and Patchatata are the two sides of one world that constitute its dynamism. The earth is a living being that talks to the people in a dialectic way.

Humboldt's legacy in Bolivia is a legacy of domination and reification. I was hoping to see an enlightened version of Humboldt in Berlin. But to my disappointment, I saw the model of what shouldn't be done when we remember history. Thank you.

Der blinde Fleck/ Migration

Das Humboldt-Forum wird als ein Ort vorgeschlagen, um nicht bloß - wie wir heute Abend - einen relativ nahräumigen Schwenk zu tun, sondern um einen weltumspannenden Blick zu werfen, ein zeitgemäßes Georama gewissermaßen. Ähnlich allerdings wie bei jedem erhabenen Panoramablick - koloniales und touristisches Motiv schlechthin -, ist der Standort, von dem aus geschaut wird, eine Art blinder Fleck. Er enthebt sich denjenigen Welten, die er schaut, ohne selbst gesehen zu werden - und wird damit zum privilegierten Platz. Genau so verhält es sich unserer Meinung nach mit den bisher vorliegenden Humboldt-Forums-Konzepten, die einen ephemere-kreativen Platz imaginieren, der es erlaubt, die Welt außerhalb der Welt zu bereisen.

In unserem Ohr klingt es wie eine Drohung, wenn Hermann Parzinger, Claudia Lux und Christoph Marksches im gerade veröffentlichten Buch „Humboldt-Forum. Das Projekt / The Project“ ankündigen:

„In den Ausstellungsbereichen wird sich der Besucher dann auf eine Reise durch die Welt begeben“.

Diese Rhetorik erinnert unangenehm an Welt- und Kolonialausstellungen, an die sie überdies unmittelbar anschließt, lautete doch etwa der Werbespruch der Kolonialausstellung 1931 in Paris zum Verwechseln ähnlich „eine Reise um die Welt in einem Tag“. Aber der Superlative nicht genug, bei diesem „Grand Projet“ geht es, so Parzinger auf der Pressekonferenz zum selben Buch, um nichts weniger als um „einen Ort, der alle Menschen sieht“.

Damit das nicht nur so pastoral-paternalistisch klingt wie es ist, delirieren sich die Humboldt-Forums-Konzepte darüber hinaus als Antizipation des Demos einer zukünftigen Weltgemeinschaft - im Gegensatz also zu einem ethnischen Volksbegriff stellt man sich offenbar eine Art Volksversammlung globaler BürgerInnen vor. Innerhalb des Forums angesiedelt lautet der Name dieses Ortes Agora. Was hier stattfinden soll, ist ein „gleichberechtigter Dialog zwischen den Kulturen“. Würde allerdings tatsächlich von einer Welt ausgegangen, in der folgerichtigerweise auch kulturelle Differenz gleichwertig wäre, so stellte dies - um mit Alain Badiou zu sprechen - wohl eher ein Aktionsprinzip und einen politischen Imperativ dar, als dass es sich um eine gebaute leitkulturelle Integrationsdrohung handelte, die sich im Zentrum der Hauptstadt aufrichten soll.

Gleichheit der Differenz und privilegierter Ort schließen sich aus.

Aber der Gedanke eines zugegebenermaßen utopischen Ortes der Gleichheit und des Austauschs, der gefällt uns. Wir denken, er artikuliert sich gegenwärtig als eine Forderung und ist mit einem politischen Kampf verbunden: dieser handelt vom Recht, sich in der Welt frei zu bewegen. Und er handelt davon, dass die Menschen, welche durch ihre Praxen eine solche Welt antizipieren, nicht aufhören, Rechtssubjekte zu sein. Der Schauplatz dieses Kampfes trägt heute unter anderem den Namen Schengenland. Das Schengener Vertragswerk kennzeichnet sich vor allem durch eine Verschiebung der Grenz- und Migrationskontrollen weg von nationalen Grenzlinien hinein ins EU Territorium und zudem über die EU-Außengrenzen

hinaus. Es ist der Rechtsraum, welcher die Grenzen einer Bürgerschaft artikuliert, auf deren Grundlagen das Humboldt-Forum erbaut werden soll. Dass es sich dabei um eine neue europäisch-imperiale Mobilitätsregulation handelt, machte Aminata Traoré, ehemalige Kultur- und Tourismusministerin Malis anlässlich der Eröffnung des Musée du Quai Branly in Paris deutlich. Sie sagte:

*„Unsere Werke genießen Bürgerrechte an jenem Ort, wo man uns als Gesamtheit sogar den Aufenthalt untersagt.“ Und fuhr fort:
„Eine afrikanische Maske auf dem Platz der Republik ist vollkommen nutzlos angesichts der Beschämungen und Erniedrigungen, welche afrikanische und andere geplünderte Völker im Rahmen einer so genannten Entwicklungszusammenarbeit erdulden.“*

Migration ist nicht einfach „Menschheitsthema“ oder wie das im Zuge der bewegten Konzepte des Humboldt-Forums auftaucht, ein „globales sinnstiftendes THEMA“. Vielmehr verkörpert sich in ihr gegenwärtig ein universelles und bedingungsloses Recht auf Mobilität - und vor allen auch auf Rechte in der Mobilität

Teil II. Schwenk: Einkreisung des Humboldt-Forums als Leerstelle

ein Abriss der Geschichte in 15 Stationen

1. Stopp: Dom

Preußen und der Dom. Ich war Ende 2001 bei einer Diskussion im Salon von Lea Rosh auf der Fischerinsel, zu der der Hamburger Schlossbetreiber Boddien eingeladen war. Auf perfide Art wurde dort Politik und Ästhetik entkoppelt: die Rede war von Kubaturen, von architektonischen Traditionen und dem darin enthaltenen preußischen Geist in schwieriger Zeit, also auch von einem Lob des Doms, der nur etwas zu groß geraten sei. Als ich dem entgegensetzte, dass hier und heute der Kalte Krieg weitergeführt werde, nämlich gegen die Reste der DDR und das Nicht-Verzeihen der Schlosssprengung seitens der DDR, dass es also nicht um Schinkel, sondern um die Wiederauferstehung Preußens gehe, wurde ich vom großbürgerlichen Publikum zusammengebrüllt, ich solle erst mal arbeiten gehen, mich an DIE preußischen Tugenden protestantischer Ethik wie Zuverlässigkeit, Sparsamkeit, Ehrlichkeit und Fleiß gewöhnen die SIE meinten, ungelogen!

Der Berliner Dom, bereits von Schinkel und Stüler, den Architekten des Schlosses vergeblich geplant, ist bei seiner Eröffnung 1905 ein protestantisch - calvinistisches Kind Wilhelms des II., des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen, Symbol von Staatsreligion und 30 Jahren Staatsmythos.

Interessanterweise spielte der Dom bei der seit den 1990er Jahren ideologisch geführten Debatte um die Wiederherstellung der alten Schinkelschen Stadtplanung zwischen Brandenburger Tor und Alexanderplatz keine Rolle, es kam nicht zur Forderung nach dem Abriss des Doms. Allerdings hatte keine vierzig Jahre vorher Wilhelm Girnus, später Staatssekretär für Fach- und Hochschulwesen der DDR, die politischen Implikationen folgendermaßen abgewägt:

„Wir hatten die Wahl - Schloss oder Dom. Hätten wir den Dom abgerissen, dann hätte der Westen für einige Jahre Wasser auf der Mühle gehabt und von ‚Kirchenstürmerei‘ gesprochen. Dann lieber das Schloss. Mit den Kunsthistorikern werden wir schon fertig!“

Heute steht der Dom völlig offensichtlich einem Schinkel-Revival im Weg. Mit Schinkel, dem allseits verehrten Architekten und Designer des eisernen Kreuzes der Wehrmacht, Bundeswehr und Regierung, wurde von den Schlossfreunden eine Abrechnung mit dem architektonischen Erbe der DDR angezettelt. Das erste Gebäude, das 1996 ohne Diskussion abgerissen wurde, war das DDR Außenministerium am Ort der jetzigen Attrappe der Bauakademie.

Anfang 2002 kam dann die Forderung nach einem Zusammenschluss der Länder Berlin und Brandenburg unter dem Namen Preußen, die nicht nur Hans Magnus Enzensberger befürwortete, verbunden mit der rhetorischen Frage nach der Meinung des Alliierten Kontrollrates. Der hatte zu diesem Zeitpunkt längst keine Adresse mehr in Berlin.

Die Gründung der staatlichen „Stiftung Preußischer Kulturbesitz“ 1957 mit dem Ziel, Kulturgüter des ehemaligen Landes Preußen zu erhalten, muss jedoch heute als Reaktion auf Artikel 1 des Gesetzes eben jenes Alliierten Kontrollrats gesehen werden. Der beschloss am 25. Februar 1947:

„Der Staat Preußen, der seit jeher Träger des Militarismus und der Reaktion in Deutschland gewesen ist, seine Zentralregierung und alle nachgeordneten Behörden werden hiermit aufgelöst.“

Die Stiftung Preußischer Kulturbesitz ist heute die Haupt - Betreiberin des Humboldt-Forums. Wenn jetzt dort Trommelkurse angeboten werden sollen, nachzulesen in der Bauausschreibung, dann wird der preußischste Ort Deutschlands zur Spielwiese eines neuen Inter-Nationalismus, dann wird Kultur zur Natur, die wir besitzen - oder in den heutigen Worten des Präsidenten Parzinger: zu einem Ort, der die Bewegung der Welt in die Mitte Berlins überträgt.

2. Stopp: Palast der Republik

Ballast der Bundesrepublik Deutschland.

Im ermittlungsrichterlichen Beschluss des Bundesgerichtshofs vom 30.01.1991 heißt es:

„Mit ihrem Beitritt zur Bundesrepublik Deutschland ging die DDR als Staats- und Völkerrechtssubjekt unter. Ihr gesamtes Staatsgebiet ist auf die Bundesrepublik Deutschland übergegangen, deren Identität als Staats- und Völkerrechtssubjekt bestehen geblieben ist.“

Im Dezember 2008 wurde das letzte Stück des ehemaligen Palastes der Republik abgetragen. Bis heute sind 80.000 Tonnen Sand aufgefüllt, 18.000 m² Rollrasen ausgelegt; in diesen Tagen wird die neue städtische Grünfläche öffentlich.

Hatte die DDR sich noch in den frühen 1950er Jahren gegen den Wiederaufbau des Stadtschlusses ausgesprochen, weil man unter anderem kein „Symbol des preußischen Militarismus und Adels“ wiederauferstanden sehen wollte, so verdeckte diese Ideologie sicher auch den Geldmangel. 1976 folgte die Eröffnung des Palastes der Republik. Im spiegelverglanten Gebäude demonstrierte die Regierung Volksnähe: Hier vereinte sich der Sitz der Volkskammer der DDR mit der Tradition der Kulturhäuser und Gastronomie. Als im Herbst 1989 die Regierung mit internationalen Gästen ein letztes Mal das Glas erhob und auf 40 Jahre DDR toastete, war das *widerständige Volk* sehr nahe – und blieb es. Schon im Frühjahr 1990 wurde die erste und einzige freie Volkskammerwahl abgehalten mit dem rechten Wahlbündnisses „Allianz für Deutschland“ als Gewinner. Sie traten für eine schnelle Vereinigung ein, sowie für die Wiederherstellung der alten Bundesländer. Primäre Aufgabe dieser Regierung war dann auch die Vorbereitung des Vertrages über die Währungs-, Wirtschafts- und Sozialunion mit der Bundesrepublik Deutschland zum 1. Juli 1990. Wenig später trat die DDR mit Wirkung zum 3. Oktober 1990 der Bundesrepublik bei, und die Volkskammer als Parlament der DDR löste sich auf. Der Verbleib der Abgeordneten bis zur ersten gesamtdeutschen Bundestagswahl im Winter 1990 wurde im Einigungsvertrag im Artikel 42 „Entsendung von Abgeordneten“ geregelt.

Zu diesem Zeitpunkt war der Palast der Republik längst wegen Asbestverseuchung geschlossen. Dazu heißt es im Einigungsvertrag im Artikel 34 „Umweltschutz“:

(2) Zur Foerderung des in Absatz 1 genannten Ziels sind im Rahmen der grundgesetzlichen Zustaaendigeitsregelung oekologische Sanierungs- und Entwicklungsprogramme fuer das in Artikel 3 genannte Gebiet aufzustellen. Vorrangig sind Massnahmen zur Abwehr von Gefahren fuer die Gesundheit der Bevoelkerung vorzusehen.

Ein Paragraph, auf den sich später die Palastgegner der Bundesrepublik beziehen werden. Wohin nun mit der Bausubstanz, wohin mit der Kulturhausstradition? Dazu im Artikel 35 „Kultur“:

(1) In den Jahren der Teilung waren Kunst und Kultur - trotz unterschiedlicher Entwicklung der beiden Staaten in Deutschland - eine Grundlage der fortbestehenden Einheit der deutschen Nation. Sie leisten im Prozess der staatlichen Einheit der Deutschen auf dem Weg zur europaeischen Einigung einen eigenstaendigen und unverzichtbaren Beitrag. Stellung und Ansehen eines vereinten Deutschlands in der Welt haengen ausser von seinem politischen Gewicht und seiner wirtschaftlichen Leistungskraft ebenso von seiner Bedeutung als Kulturstaat ab. Vorrangiges Ziel der Auswaertigen Kulturpolitik ist der Kulturaustausch auf der Grundlage partnerschaftlicher Zusammenarbeit.
(2) Die kulturelle Substanz in dem in Artikel 3 genannten Gebiet darf keinen Schaden nehmen.

Ein Paragraph auf den sich später die Palastbefürworter der Berliner Republik berufen werden.

Voraussetzung für die Deutsche Einheit – und damit für den Einigungsvertrag – war der „Zwei-plus-Vier-Vertrag“ vom September 1990. Zwei Tage vor dem Inkrafttreten des Vertrags im Frühjahr 1991 flog das sowjetische Militär Erich Honecker aus, um einen Prozess Honeckers in Deutschland zu verhindern.

Dieser „Vertrag über die abschließende Regelung in Bezug auf Deutschland“ zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR, sowie den alliierten Siegermächten USA, Sowjetunion, Frankreich und Großbritannien umfasst die Beendigung der Viermächte-Verantwortung in Bezug auf Berlin und Deutschland als Ganzes, sowie die Erlangung der vollständigen staatlichen Souveränität Deutschlands. Und so heißt es im „Zwei-plus-Vier-Vertrag“ in Artikel 7, Absatz 2:

„Das vereinte Deutschland hat demgemäß volle Souveränität über seine inneren und äußeren Angelegenheiten.“

Angesichts dieser großen Aufgabe beschließt der Spiegelherausgeber Rudolf Augstein das Jahr 1990 nach der Bundestagswahl u. a. mit folgendem Kommentar:

„Ein Zustand ist schon jetzt denkbar, wo alles was sie (die deutsche Einheit) betrifft, als ganz unerheblich angesehen wird. Man mag die Probleme die außerhalb des (inner)deutschen Bereichs liegen, überhaupt nicht denken, so groß sind sie und überall aufgezeichnet. Dies ist der Fehler der Kritiker – dass sie nämlich den neuen Staat als einen betrachten, der sich an den Maßstäben des 19. Jahrhunderts á la Bismarck ausrichtet. Nichts stimmt an dieser Sicht.“

Der Weg zum Konsens

Am Schloss ist heute nicht mehr zu rütteln, so scheint es. Die Stimmen derer, die heute das Humboldt-Forum glühend verteidigen, klangen noch vor wenigen Jahren anders: Noch 1999 äußerte der damalige Präsident der Stiftung preußischer Kulturbesitz Klaus-Dieter Lehmann:

„Den Eingang muss das Alte Museum bilden. Sonst stimmt die Systematik und auch die Abfolge nicht. Am Schlossplatz haben wir kein Interesse.“

Peter-Klaus Schuster zum Dahlemer Museums-Ensemble:

„... Und dann Dahlem als (zur Museumsinsel) das ganz andere, diese Reiche der Künste und Kulturen der Welt, ...“

2002 kippte die Stimmung und die Schlossrekonstruktion wurde gegenüber einem modernen Bau - öffentlich sei dahin gestellt - parlamentarisch konsensfähig. Was war passiert?

Die Schritte vom preußischen „Hohenzollernschloss“ über das „Berliner Stadtschloss“, zum „Staatsschloss“, für das Köhler heute die Schirmherrschaft innehat, begleiteten den Regierungsumzug nach Berlin und die repräsentative Umstülpung von Berlin Mitte; die seit 1998 laufende Schlussstrichdebatte, die von einer Rehabilitierung der Preußen-Geschichte gefolgt war - Höhepunkt das Preußenjahr 2001 - und der „selektive Rückbau“ der Architekturen und der Geschichte der DDR, abgeschlossen durch den Palastabriss. Allein das erwartete Gespenst der *Disneysierung* der preußischen Fassade durch eine *privatwirtschaftliche* Nutzung passte nicht zum „Staatsschloss“. Hier wurde der parlamentarische Konsens durch die Lösung hergestellt, ein öffentlich-rechtliches Museum in die preußische Hülle zu stecken.

Zunächst sollte dieses neue Projekt „das Palais Humboldt über dem Ufer der Spree“ heißen (Vorsitzende der Expertenkommission „Historische Mitte“).

Das Schloss heißt nun „Forum“ und assoziiert ein Bürgerforum, was das Hohenzollernschloss -

im Gegensatz zum Louvre - auch nach 1918 nie geworden ist. (Stattdessen bezogen Berliner Museumsdirektoren private Wohnungen im Schloss; 1933 zog das Reichskulturamt unter Goebbels ein).

Die „Hohenzollern“ ersetzt nun der Naturwissenschaftler „Humboldt“, zu dessen Schloss-Verbindung die PlanerInnen des Humboldt-Forums aufführen:

*„Alexander von Humboldt berichtete im Schloss von seinen großen Reisen und faszinierte die Gesellschaft mit seinen spannenden Geschichten.“
(Humboldt-Forum - das integrative Grundkonzept, Hermann Parzinger, Claudia Lux und Christoph Marksches)*

3. Stopp: Nikolaiviertel

„Planwerk Innenstadt“

Das Nikolaiviertel wurde noch zu DDR Zeiten, 1987 zur 750 Jahr Feier Berlins rekonstruiert. Im Gegensatz zu den neuesten Rekonstruktionsdebatten waren hier noch Fragmenteder alten Bausubstanz vorhanden, es war ein übrig gebliebener Fleck, im Schatten des Neuaufbaus des Berliner Zentrums durch die DDR.

Von hier aus werde ich kurz über die Planungen des Berliner Zentrums seit 1989 sprechen. In der Diskussion um Berlins Mitte ging es immer auch um die Ortsbestimmung einer neuen deutschen Mitte. Mächtiges Instrument in der Zentrumsplanung ist das Planwerk Innenstadt, welches 1998 der Berliner Senat unter der Federführung des ehemaligen Senatsbaudirektors Hans Stimmann veröffentlicht. Jenes Planwerk, welches der Spiegel als „Masterplan für das Machtzentrum des stärksten europäischen Staates“ beschreibt. Das Planwerk sieht vor, den historischen Stadtgrundriss mittels Blockrandbebauung wiederherzustellen und strebt dabei vor allem eine großflächige Modifikation der DDR-Moderne an.

Zur Motivation, die dem Planwerk zugrunde liegt, ein kurzer Ausschnitt aus einem Interview mit Dieter Hoffmann Axthelm, der das Planwerk mit konzipiert hat:

„Es ist die Frage, ob man bereit ist die Gewaltakte zu vergessen, die da passiert sind, in Ost wie in West.[...] Das fängt an mit den Abrissen um 1900. Das steigert sich dann in den 20er Jahren, mit Sanierungsplänen, Abrissen in der Innenstadt, das Alt-Berlin. Das läuft parallel mit diesem ungeheuren sozialen Kahlschlag, das sozusagen große Teile des preußischen, Berliner Bürgertums umgebracht worden ist, oder vertrieben worden ist, und zwar nicht nur des jüdischen Bürgertums. Das war ein ganz großer Kahlschlag, der dann nach dem Krieg vollendet wurde, das Berlin sozusagen auch sozial geköpft ist. Diese ganzen Gewalterfahrungen sind dann auch der Ausgangspunkt, sozusagen der Maßstab vor deren Hintergrund die ganze Sache verstanden werden muss. Das ist nicht dadurch gebannt, dass man das als Prozess der Moderne beschreibt, oder als Prozess des Sozialismus deklariert, sondern man muss das entziffern als posthume Entladungsprozesse der Gewalt, die da vorliegt. Das kann immer weitergehen, wenn man nicht irgendwo auch mal friedensstiftende Maßnahmen ergreift, und ich verstehe meine Arbeit in Berlin als Friedensstiften – ‚peacemaking‘.“

Axthelms Arbeit des „peacemaking“ ist die Allianz mit dem westdeutschen Establishments gegen die Zeugen des gescheiterten sozialistischen Projekts, der architektonischen Zeugen wie aber auch seiner BewohnerInnen. Anstelle der Auseinandersetzung der Alt-68er mit diesem Scheitern tritt die Verachtung, eine neue Sprache der Gewalt, die all die Fehler wiederholt, die jene der zentralistischen, fordistischen Stadtplanung zuschreiben. Diesmal ist es nicht die ungesunde, chaotische Stadt des 19. Jahrhunderts und davor, die verschwinden muss, sondern die Zumutungen des realsozialistischen Städtebaus, die „staatssozialistischen Implantate“, wie Axthelm sie nennt.

In die gleiche Kerbe schlägt Stimmann:

„Der Berufsstand der Architekten existiert in der DDR und in den Ostblockländern nur noch in kaum wahrnehmbaren Resten. Mit der ganzen bürgerlichen Klasse ist auch das abhanden gekommen [...] So ist ein baukultureller Kahlschlag entstanden, der erstmal wieder aufgeforstet werden muss.“

Und an einer anderen Stelle:

„Erst wenn die Stadt wieder ein Platz für die niedergewalzten kleinbürgerlichen Lebensinteressen ist, ist die deutsche Stadffeindschaft besieghar.“

4. Stopp: Staatsratsgebäude

ESMT & Hertie School of Governance

Der Haupteingang des Staatsratsgebäudes besteht aus einem Portal, das als Hommage an Liebknechts Ausrufung der Sozialistischen Republik am 9. November 1918 als einziges Relikt des Stadtschlusses in die Fassade versetzt wurde. In der Eingangshalle befinden sich – denkmalgeschützt, aber schwer zugänglich - Glasfenster, die die Geschichte der Arbeiterbewegung thematisieren und im zentralen Saal ein Mosaik des DDR-Staatswappens mit Hammer und Sichel.

Keine Spur dieser Geschichte jedoch in der Nutzung des Gebäudes: Vom Bund renoviert, beherbergt es seit 2006 mietfrei zwei privatwirtschaftlich finanzierte Hochschulen - die European School of Management of Technology (ESMT), gegründet von führenden DAX-Unternehmen nebst Wirtschaftsverbänden, und die von der Hertie-Stiftung betriebene Hertie School of Governance.

Beide Institutionen dienen der Ausbildung von Führungspersonal: Unter dem Slogan „Learning for Leading“ wird in der EMTS die Nachwuchselite der Wirtschaft ausgebildet, Die Hertie School of Governance „bereitet hochtalentierete Studenten und junge Professionelle auf ihre Rolle als politische Führungspersönlichkeiten vor.“ Die Studienplätze sind kostenpflichtig, Unternehmen haben bei Programm und Personal direktes Mitspracherecht.

Der Standort dieser Kaderschmiede der künftigen Führungskräfte ist nicht zufällig. Es geht um einen imaginären Campus von Wissenschaft und Kultur, der die Tradition preußischer Kader- und Junkerbildung weiterführt. Heute geht es darum, die inhaltliche Nacktheit der Betriebswirtschaft mit der humanistischen Bildung zu verbinden und so ein Modell einer Kerneuropa-Hegemonie für die European Leader zu schaffen. Das Humboldt-Forum bildet den Schlussstein dieses Preußen-Campus.

Schröder wettert gegen Palast der Republik

Von 1999 bis 2001 arbeitete Bundeskanzler Gerhard Schröder im Staatsratsgebäude. Von seinem Übergangssitz müsse er ständig auf den Palast schauen, schrieb Schröder im Februar 1999 in der Zeit der Palast könne seinetwegen stehen bleiben, wenn er nicht so hässlich und voller Asbest wäre. „Das Schloss ist schöner und etwas für die Seele des Volkes.“

5. Stopp: Auswärtiges Amt

Kobler über Kulturation

Martin Kobler ist der Abteilungsleiter der Kultur- und Kommunikationsabteilung des Auswärtigen Amtes. Er sagte anlässlich einer Pressekonferenz zur Beteiligung deutscher Museen an der Konzeption des Universaliums in Dubai 2008:

„Bekanntlich ist ja die Kultur die dritte Säule der Außenpolitik, so hat es einmal Willy Brandt formuliert. Ich glaube, wir ändern dieses Bild. Die erste Säule ist die traditionelle Politik, die zweite Säule ist die Wirtschaft, die Außenwirtschaft, äh die Außenpolitik ist die dritte Säule. Ich finde, die Kultur penetriert die anderen beiden Bereiche. Politik ist ohne kulturelle Darstellung nicht denkbar. Wirtschaft ist ohne kulturelle Ergänzung nicht denkbar.“

Was ist kulturelle Darstellung? Kobler sagte bei seiner Eröffnungsrede im Auswärtigen Amt 2007:

„Die Erfahrungen der letzten Jahre haben uns gezeigt, dass internationale Kommunikation als Öffentlichkeitsarbeit in der Zusammenarbeit von Kultur, Medien, Politik, Wirtschaft und Wissenschaft besonders fruchtbar ist. Die Kampagne „Deutschland – Land der Ideen“, die zur WM 2006 gestartet

wurde, ist ein Beispiel hierfür. Diese Kampagne war eine der größten Regierungsinvestitionen in Nation Branding. Sie war ein Joint Venture zwischen Regierung und Industrie und setzt sich bis jetzt fort. Beteiligt waren 23 Unternehmen, Museen, Hochschulen, das Auswärtige Amt, die Goetheinstitute. Die Slogans „Made in Germany“ – also Industrie / Exportfähigkeit / und „Land der Dichter und Denker“ / also Humanistische Traditionen / sollen zu einem neuen Brand verschmelzen. Es geht um Identitätsbildung mit Stereotypen. Die Strategen von „Land der Ideen“, sind stolz auf die Wirkung / Konditionierung ihrer Kampagne nach innen.

Welche Kampagnenkultur transportiert das Humboldt-Forum? Klaus Dieter Lehmann, vorher Generaldirektor des Preussischen Kulturbesitzes, jetzt Direktor der Goethe-Institute, schreibt im September 2006 über das Humboldt-Forum, „Berlin hat... die einzigartige Chance, diesen herausragenden Hauptstadtstandort von hoher geschichtlicher Bedeutung... nicht nur urban ... zu gestalten, sondern ihm einen faszinierenden Sinn für die Zukunft zu geben – die Welt zum Teilhaber des vornehmsten Platzes Deutschlands zu machen und Berlin als Vermittler der Kulturen der Welt zu verstehen. ... Keine andere Metropole ist in der Lage, dafür einen solch zentralen Platz anbieten zu können, keine andere Metropole besitzt dafür eine so unmittelbar einleuchtende Legitimation. Die deutsche Hauptstadt kann diesen Platz mit dem Namen HUMBOLDT verbinden.“

Kulturpolitik 1912/2009

Kulturpolitik à la Humboldt-Forum ist (ebenfalls) ein Relikt aus der Kolonialzeit. 1912 stellt der Leipziger Universalhistoriker Karl Lamprecht fest, dass dieser Begriff (Kulturpolitik) erst seit einem guten Jahr fünf im Umlauf sei. „Auswärtige Kulturpolitik“ war nach Lamprecht das intellektuelle Instrument der Expansionspolitik im deutschen Kaiserreich. Auf den kulturellen sollte der wirtschaftliche und auf diesen der politische Einfluss folgen und für eine „civilisatorische“ Übernahme fremder Gebiete sorgen. Und zwar möglichst schnell, denn, so Lamprecht, die anderen „Kulturstaaten“ – wie Frankreich, England, die Niederlande und die USA – würden bereits schon seit einigen Jahren auswärtige Kulturpolitik betreiben. „Da dürfen wir Deutschen nicht zurückbleiben, soll anders die Welt nicht einmal wieder vergeben sein, ehe der germanische Dichter und Denker auf dem Plane erscheint.“ Das „einmal wieder“ bezieht sich auf das „schlechte“ Abschneiden Deutschlands bei der Aufteilung der Welt in der Folge der Berliner Afrika Konferenz von 1884.

Während bei Lamprecht das Hegemoniebestreben im nationalen Kontext steht und an der Mythenbildung der friedlichen Kolonisierung durch die Deutschen beteiligt ist, bezieht es der Philosophieprofessor Ludwig Stein im selben Jahr 1912 auf die Europapolitik. Als Begründer der Zeitschrift „Nord-Süd“ schlug er eine innereuropäische Verständigung vor, damit in keinem „Erdenwinkel“ mehr etwas ohne den Willen Europas geschehen könne. Er schreibt:

„Weltherrschaft unseres Kultursystems oder Kulturimperialismus, wie ich diese geschichtliche Tendenz unseres Zeitalters (...) benannt habe, bedeutet die Respektierung des Willens der weißen Rasse, der offenkundig vom Gott der Geschichte das Zepter der Weltherrschaft zugewiesen ist.“

Das Ganze ist nun 100 Jahre her. Aber wer heute ethnologische Artefakte hinter eine preußische Fassade setzt, schreibt sich billigend in diesen historischen Kontext ein. Die bauliche Anordnung wiederholt den von Lamprecht und Stein artikulierten Kulturchauvinismus in Form eines musealen Mikrokosmos.

Die kulturpolitischen Akteure im Humboldt-Forumszusammenhang sind vor dieser Geschichte offenbar wenig gefeit. Mit dem erklärten Ziel, den Nord-Süd-Dialog neu zu bestimmen, trat Alfons Hug, Goethe Instituts-Leiter in Rio, heute Buenos Aires, mit der von ihm initiierten Ausstellung „Die Tropen - Ansichten von der Mitte der Weltkugel“ an. (Wie bekannt sein dürfte, sind die Goethe-Institute die größte Mittlerorganisation deutscher Kulturpolitik im Dienst des Auswärtigen Amtes.) Diese Ausstellung, die bis Januar in Berlin zu sehen war, wurde von Hug gemeinsam mit Viola König und Peter Junge, Direktorin und Kurator der Dahlemer Museen kuratiert, die auch beide für das Humboldt-Forum mitzuständig sind. „Die Tropen“ galten bereits als „Meilenstein“ auf dem Weg zum Humboldt-Forum. Uns machte die Ausstellung vor allem deutlich, wie jeder „Nord-Süd“-Dialog Gefahr läuft zynisch zu werden, wenn er seine eigenen Prämissen nicht reflektiert.

Dazu gehört die Tatsache, dass „Die Tropen“, wie sie uns hier gezeigt wurden, ein milieutheoretisches Konzept sind und als solches knapp 300 Jahre alt. Auch war dieses

die Grundlage für die Entwicklung der rassistischen Klassifikation im 18. Jahrhundert, indem Klima, Verhaltensweisen und Rassetypen in eins gesetzt wurden. Viola König 2008 in einem Konzeptpapier zum Humboldt-Forum:

„Die Umweltbedingungen sind Kultur übergreifend. Kulturen breiten sich über mehrere ökologische Zonen aus.“ Gemeint sind „Arktis, Tropen, Wüsten“.

Die klimatische Einteilung sowie die angestrebte „Re-ästhetisierung“ der Tropen gab vor, sich jenseits von Geschichte zu bewegen. Nach Hug ging es darum, „angesichts der Übermächtigen politischen und ökonomischen Diskurse das kulturelle Gegengewicht der tropischen Naturräume in die Waagschale zu werfen.“ Entsprechend waren in dieser Zusammenschau von zeitgenössischer Kunst und ethnologischen Objekten, die Ausstellungstücke letztlich nur sich selbst die einzigen Referenzen und von ihren realen Zusammenhängen völlig entbunden. Naturalisierung als Erklärungsmodell aber spielte gerade im Zusammenhang mit dem Kolonialismus eine spezifische Rolle: Die Tropen wurden sexualisiert. In dieser Tradition steht Hug, wenn er zur Arbeit ‚Furor Latino‘ von Pilar Albarazin deliriert:

„Die Schweißperlen auf der Haut der Tänzerinnen im Nachtclub Tropicana von Havanna geben einen Vorgeschmack auf das, was die Welt im Zeichen der Erderwärmung zu erwarten hat: Unaufhaltsam vorrückende Tropen mit verzehrendem Schmachten, überschäumende Sinnlichkeit und fiebrigem Sex.“

Das Herbeiphantasieren der Tropen als vor allem weibliche Natur ist seit dem 18. Jahrhundert maßgebliche Triebfeder des deutschen Kolonialisierungs-Diskurses.

Die instrumentelle Setzung einer Nord-Süd-Differenz und deren Naturalisierung, wie dies bereits Ludwig Stein ins Feld führte, war auch in der Kolonialzeit die Rechtfertigungsgrundlage für Missionierung, Unterwerfung und Ausbeutung.

Mit der Tropen-Ausstellung ging es jetzt darum, Europa zu einer durch Ökonomiekritik, Postkoloniale Theorie und Feminismus vereitelten Faszinationsgeschichte wieder zurück zu verhelfen. Sind diese „Tropen“ auch im Humboldt-Forum das Ordnungsschema nach dem zwischen Nord und Süd unterschieden werden soll, wie etwa von Viola König vorgeschlagen, so lehnen wir das ganz entschieden ab.

Sozialistische Trophäen

Lange bevor der Stahl des Palastes nach Dubai zum Bau des höchsten Gebäudes der Welt und zu Ehren dieses Scharia-Staates verschifft wurde, hatte der Künstler Fred Rubin die Methode des Rotations-Recyclings von Einrichtungsteilen aus dem Außenministerium der DDR und dem Palast der Republik entwickelt. Das war seit 1994 nur möglich, weil sich niemand sonst für diese Dinge interessierte. Allerdings entspricht die Ästhetisierung eines politischen Kontextes letztlich genau dem Kalkül der RÜCKbau-Befürworter. Die Palastbar im Club WMF gefällt allen, und hübsches DDR-Design der 70er funktioniert im Regierungszimmer des Außenministers in Form von Lampenfassungen als Devotionalien, eine Insignie überwundener Geschichte - dank Fred Rubin, der genau das Gegenteil im Sinn hatte.

6. Stopp: Townhouses am Friedrichswerder

Friedrichwerdersche Bürgerlichkeit

Stimmanns neuester Aufforstungscoup ist sein Vorschlag der Wiederherstellung des historischen Stadtgrundrisses auf dem Marx-Engels-Forum mit Townhouses unter dem Fernsehturm, welches er in seinem neuen Buch „Von der DDR Staatsmitte zur Stadtmitte“ vorstellt.

„In dem Moment, in dem auch der normale Bürger innerstädtische Parzellen bebauen kann, wäre das Zentrum nicht mehr Staats- oder Großinvestoren-Angelegenheit, sondern Bürgersache.“

so weiß uns der Tagesspiegel zu erzählen.

Das Townhouse ist eine exemplarische Figur im Gerede von der neuen Bürgerstadt. Hier wird mit dem Missverständnis gespielt, welches dem Bürgerbegriff innewohnt. Sie werden als Nutzungskonzept für umkämpfte urbane Orte verkauft, das auf kleinteilige, private Nutzung und Ökologie gegen sogenannte „Investorenräume“ und „Shoppingmalls“ setzt.

Mit Bürger sind hier aber nicht die Citoyens gemeint, also die per Geburt mit Bürgerrechten ausgestatteten BewohnerInnen einer Stadt, sondern das Bürgertum, oder anders ausgedrückt, eine kleine Klasse an Besitzenden, die an zentralen Standorten in der Innenstadt exklusives Eigentum erwirbt. Das Missverständnis aber, ist hier gewollt. Denn die Wiederbesitznahme der Stadtmitte durch die Besitzenden wird hier als ein Projekt der Teilhabe (Die Bürger bauen ihre Stadt) und der Demokratisierung der Stadtentwicklung verkauft.

Wo die Figur des Townhouses städtische Teilhabe suggeriert, ist sie eine Berliner Version der gated community. Wenn sie nicht gleich an Privatstraßen liegen, wie die Prenzlauer Gärten oder Marthas Hof im Prenzlauer Berg, so sind sie, wie auf dem Friedrichswerder, zumindest vom öffentlichen Leben abgeschottet, indem man die Garagen praktisch im Erdgeschoß platziert.

Das Konzept der Townhouses entspricht konsequent der Wohnungsbaupolitik des Berliner Senats. Der öffentliche Wohnungsbau ist praktisch abgeschafft, und das städtische Eigentum an Immobilien, Grund und Boden wird verscherbelt. So freut sich auch der ehemalige Finanzsenator Thilo Sarrazin über die Vorschläge, die Freifläche vor dem Fernsehturm mit Townhouses zu bebauen:

„das kostet den Haushalt kein Geld, sondern würde ihm etwas bringen.“ Schließlich handele es sich um „extrem wertvolles Bauland“,

so Sarrazin im Tagesspiegel

Das Bürgerschloss in der Bürgerstadt.

In der Schlossdebatte tauchten nur zwei Entwürfe auf, die kleinteiliges, privates Wohneigentum auf dem Schlossplatz vorschlugen. Der holländische Architekt Wiel Arets überzieht den Platz mit langen Riegeln von Wohn- und Geschäftshäusern. Ein anderes Projekt von ENS Architekten, schlug vor, die Kubatur des Schlosses mit Apartmentblöcken um einen Innenhof herum nachzuzeichnen, in deren Erdgeschossen in edlen Boutiquen eingekauft werden kann. Keines der beiden Projekte schaffte es, sich länger in der Schlossdebatte zu halten.

Auf dem Schlossplatz stand also niemals das kleinteilige Bürgerhaus gegen die großflächigen Investorenräume. Anstatt dessen funktioniert die staatliche Institution als Garant für die Öffentlichkeit des Ortes.

Jene Öffentlichkeit und Teilhabe, die sich wohl am besten in den staatlichen Kulturinstitutionen simulieren lässt. So ist es notwendigerweise ein „museales Jahrhundertprojekt“, eine Kulturinstitution, die auf dem Schlossplatz entsteht. Wie sehr sich das Projekt mit einem Begriff von Teilhabe legitimieren muss, wird deutlich, wenn man sich vorstellt, einer der Befürworter wäre auf die Idee gekommen, eine Institution dort einzuquartieren, die das staatliche Gewaltmonopol repräsentiere, wie der Bundesnachrichtendienst oder gar ein Bundeswehrkrankenhaus.

Die Rekonstruktion als privates Investorenprojekt war nicht durchsetzungsfähig. Die Idee der Rekonstruktion als kleinteiliges, privat finanziertes Eigentum verschwand so schnell wie sie gekommen war.

Nun entstehen die Fassaden des Preußenschlosses als Bürgerschloss, als Kulturinstitution: ein herrschaftsgeschichtliches Paradox. Die Architektur des Gebäudes kann noch so lange vom autoritären Herrschaftsanspruch des Preußentums künden, solange der Inhalt, die Füllung, die entstehende Institution als Ganzes das Image von bürgerlicher Öffentlichkeit und Teilhabe bedient. So lässt sich auch die Initiative der Direktorin der Bundeskulturstiftung verstehen, über den Eingang der Preußischen Herrschaftsarchitektur in allen Sprachen der Welt „Eintritt frei“ zu schreiben.

Jeder Nabel braucht einen der ihn beschaut: Das Bürgerschloss braucht die Townhouses und die Townhouses brauchen das Schloss. Denn dann stehen sie, die Bürger der europäischen Metropole, auf den Dachterrassen ihrer Townhouses und bestaunen die Wiederaufbauleistung Deutschlands im Sonnenuntergang.

Hülle & Fülle

In den Begründungen der PlanerInnen scheint die Entscheidung zwingend, das Humboldt-Forum im Schloss unterzubringen:

„Museen, Bibliothek und Universitäts-sammlungen hatten in der brandenburgisch-preußischen Kunst- und Wunderkammer des Berliner Schlosses ihre gemeinsame Keimzelle; sie kehren nun an den Ort ihres Ursprunges zurück und nehmen ihn ganz in Besitz“

heißt es im Text von Parzinger, Lux und Marksches über das integrative Grundkonzept.

Das Lieblingsprojekt des Berliner Kunsthistorikers Horst Bredekamp, die Kunstkammer, ist der wieder entdeckte „missing link“ zwischen der preußischen Fassade und der künftigen Inszenierung von Weltkulturen. Die Wunderkammer wird zur „Urzelle“ (Parzinger/Eissenhauer/König/Gadebusch) des Humboldt-Forums, und setzt damit das vor-aufklärerische „Zeitalter des Staunens“ über die als andersartig empfundene Welt als zentrale Legitimation ein. Dass hier „Natur“ und „Kultur“ gemeinsam verhandelt werden, scheint so wenig zu stören, wie die zentralen Impulse, die diese Sammlungstätigkeit durch die Eroberung der Amerikas erhielten.

Die Wunderkammer argumentiert als „Urzelle“, eben der „Archive des Wissen und der Wissenschaften“ liegt verderblich nah an der evolutionären Kategorisierung der ethnologischen Sammlungen des 19 Jahrhunderts.

Auch der *Nährboden* der beschaulichen Wunderkammer, der zeitgleich mit dem Schlossbau stattfindende brandenburgisch-preußische Sklavenhandel, bleibt unerwähnt. Während die höfische Gesellschaft die Exponate unbekannter Gesellschaften betrachtete, transportierten die Brandenburger im Jahr 1692 mehr Versklavte in die Karibik, als die Seemächte Niederlande und Großbritannien.

Als Humboldt-Forum werden exakt die Teile des Schlosses wiederaufgebaut, die unter den Barock-Meistern Andreas Schlüter und Johann Eosander zur Zeit der aktiven brandenburgisch-preußischen Teilnahme an der Maafa, der „Katastrophe“ des transatlantischen Sklavenhandels errichtet wurden. (1680-1717)

Die letzten Bautätigkeiten am Schloss leitete Wilhelm II. zeitgleich mit der Berliner Afrika-Konferenz ein, durch die das Deutsche Reich 1884/5 wieder zur Kolonialmacht wurde. Die von Reichskanzler Bismarck eröffnete Konferenz setzte mit dem Rechtsartikel der „Effektiven Okkupation“ einen imperialistischen Schub in Gang, in dessen Folge große Teile des afrikanischen Kontinents zwecks kolonialer Durchdringung völkerrechtlich zum (Menschen-) leeren Land erklärt wurden. Zur selben Zeit begann die Hochzeit des wissenschaftlichen Rassismus und des ethnologischen Sammelns.

Diese Geschichte sollte das Schloss wohl zu einem problematischen Ort für ethnologische Sammlungen machen. Stattdessen werden historische Verbrechen in die Rechtfertigung des Forums verwandelt:

Der Soziologe Wolf Lepenies sieht im Humboldt-Forum die *Chance* zur symbolischen Kündigung der Afrika-Konferenz, und für einen möglichen ‚Abschied vom intellektuellen Kolonialismus‘. ...und Thomas Krüger argumentiert: „Kein Ort wäre geeigneter zur Auseinandersetzung mit Kolonialpolitik und illegitimer Herrschaft“.

Parzinger banalisiert dieses vielleicht auch ernst gemeinte Ziel bei der Buchpräsentation zum Humboldt-Forum-Band: „das Humboldt-Forum ist die Chance der Deutschen, sich mit sich selbst, und: mit der Welt zu versöhnen.“

Ein Versöhnungsakt, den Hegel, der dem afrikanischen Kontinent bekanntlich seine Geschichtlichkeit absprach, wohl kaum besser hätte argumentieren können.

Parzingers Worte über *Weltmuseum* und *Versöhnung* hat man sich in der von Säulen und antiken Gipsfiguren gesäumten klassizistischen Kuppel-Rotunde des alten Museums vorzustellen, - vor einem fast ausschließlich Weißen und deutschen Publikum. Dieses Bild in „...der Mitte aller Museen Berlins“ ist ein Schlag ins Gesicht der angeführten Wiedergutmachungs-Argumentationen.

Unter dem *Legitimationszwang* der Schlossfassade türmen die PlanerInnen des Humboldt-Forums preußische Patenschaften in großer Anzahl auf - Humboldt+Humboldt, Leibnitz+Wunderkammer, deutsche Entdecker, Reisende+Sammler: - eine Nabelschau, die einer internationalen Aufarbeitung der preußisch-außereuropäischen Sammlung keinen Platz lässt. Der Stichwortgeber des Konzepts, Bredekamp, findet es unproblematisch, dass die Wunderkammern eine sehr europäische Form sind, auf die Welt zu blicken: er sei schließlich Europäer, - und darauf sei er stolz.

7. Stopp: Einheitsdenkmal

Das Einheitsdenkmal.

„Die Ergebnisse des Wettbewerbs hätten keine einzige Arbeit hervorgebracht, die der Aufgabenstellung gerecht geworden wäre. Nun sollen gezielt große Namen angesprochen werden, Vorschläge einzureichen“

zitiert die Berliner Zeitung das Bundesbauministerium nach Bekanntgabe des Wettbewerbabbruchs.

Ich werde kurz die Aufgabenstellung aus dem Auslobungstext für das Einheitsdenkmal vorlesen, welches auf den Resten des wilhelminischen Sockels errichtet werden soll.

„Gegenstand des Wettbewerbs ist der Entwurf eines nationalen Freiheits- und Einheitsdenkmals. Es soll auf dem 300m² umfassenden Sockel des ehemaligen Nationaldenkmals auf der Schlossfreiheit in der Mitte Berlins errichtet werden.

Im Mittelpunkt steht die Erinnerung an die friedliche Revolution von 1989 und die Wiedergewinnung der staatlichen Einheit Deutschlands. Das Denkmal wendet sich an einem herausragenden Ort in der historischen Mitte der deutschen Hauptstadt mit einem hohen politischen, künstlerischen und architektonisch-städtebaulichen Anspruch an eine breite demokratische Öffentlichkeit.

Zugleich sollen die freiheitlichen Bewegungen und die Einheitsbestrebungen der vergangenen Jahrhunderte in Erinnerung gerufen und gewürdigt werden. Auch sollen Umfeld und Tradition der revolutionären Ereignisse von 1989 und deren gesamtdeutsche und europäische Dimension einbezogen werden. Das Denkmal ist durch einen klein dimensionierten, oberirdischen Ort der Information zu ergänzen, der bei der künstlerischen Gestaltung zu berücksichtigen ist.“

8. Stopp: Schinkels Bauakademie

Fassadensimulationen

Durchgesetzt werden die Rekonstruktionen oft mittels Bildern, die die Gebäude bereits vor ihrem Bau auf Folien in das Stadtbild einfügen. Aktuell ist das zu sehen an Schinkels Bauakademie. Eine Ecke ist in Klinkern wiedererrichtet, die restlichen 4 Flanken der Fassade sind seit 7 Jahren als digitaler Folien-Großprint im Originalmaßstab abgebildet. „Unternehmen unterstützen den Wiederaufbau“ heißt es weiß auf schwarz in einem Fenster der Folie.

Keine Staubpläne der Baustellen und Sanierungen in Mitte kommt ohne einen Digi-Print der illustrierten Fassade aus, die neben den Großanzeigen Einzug ins Berliner Stadtbild erhalten.

Die prominenteste Fassadenpläne war die „Fassadensimulation des Berliner Stadtschlusses“, die von Boddien 1993 inszenierte. Sie verkoppelte die Bildproduktion mit der Finanzierung. Das interessierte mich als Maler, als ich 2003 die Schloss-Debatte verfolgte. Die Fassade war „handgemalt“ - Fassadenmalerei - ausgeführt durch das Atelier Catherina Feff aus

Paris. Nach dem Abbau der Konstruktion verkaufte von Boddien *handsignierte* Planenstücke Feffs von gut einem Quadratmeter für 1000 Euro. Ein Beitrag zum Bau des Schlosses!

Ein Sticker zertifiziert die Plastikplanenstücke als, wörtlich: „Originalteil“. Er bildet das Plastikplanenschloss im aktuellen Straßenbild eingebettet ab - das „bedeutendste Architekturdenkmal“, liest man, „auf das sich alle heute noch stehenden Bauten der Stadtmitte bezogen...“. Der Sticker vermittelt den Eindruck, die umliegenden Gebäude brächen ohne diesen Bezugspunkt nach vorne ein.

Mit dieser Fassadensimulation von 1993 startete eine Kampagne: von da an produzierte von Boddien Förderverein Berliner Stadtschloss unentwegt die Bilder zum Schloss, und keine Tageszeitung kam daran vorbei.

Heute verkauft von Boddien Bauelemente für den Fassaden-Neubau des Humboldt-Forums, - „eine Große Kartusche mit Adlern, Palmwedel sowie dem schwarzen Adlerorden“ kann zum Beispiel für 580.000 Euro erworben werden.

Die Entkoppelung von Fassaden hatte ich 2003 weitergesponnen und auch die neu gebaute *Alte Kommandantur* als Foliensimulation gemalt: zu sehen ist das Gerüst, der Bauträger und eine frisch rekonstruierte Fassade, die künstlich wirkt wie das Plastikschloss.

„Die Kommandantur ist das Gesellen-, das Schloss wird das Meisterstück sein“, so Wilhelm von Boddien zum Neubau der Bertelsmann-Dependance Unter den Linden 1.

Boddien dürfte allerdings nur der Steigbügelhalter des Schlossprojekts sein. Sein national-vulgäres Preußen-Lobbying scheint dem neuen Projekt Humboldt-Forum nicht förderlich. Kürzlich bezweifelte eine von der Grünen Fraktion gestellte „kleine Anfrage“ an den Bundestag, dass es dem Unternehmer gelingen wird, die 80 Millionen Euro zur Rekonstruktion fristgerecht einzutreiben. Und die heutigen VertreterInnen des Humboldt-Forums wählen eine demokratischere Rhetorik.

Es gab noch einen zweiten *Bild-Stifter* für das Schloss: Mit der Wiedereröffnung der *Alten Nationalgalerie* 2001 war die zum Schlossplatz ausgerichtete hölzerne Portaltür des neo-klassizistischen Tempelbaus mit einer Glasdurchsicht geöffnet. Im hinteren Apsisraum der Nationalgalerie - diesem Portal-Fenster dem Schlossplatz gegenüber - befinden sich die detailgenauen Stadtansichten in Öl von Eduard Gärtner, von denen gezielt jene ausgestellt sind, die Schloss, Schlossplatz und Bauakademie zeigen: Eine (idyllische) Konstellation, die die Homogenität der gemalten Schlossplatzansichten des 19. Jhd. gegen disparate Baustellen und die Palast-Ruine in Anschlag bringt.

Die mittelformatigen Gemälde Gärtners boten nebst den wenigen Kleinbild-Fotos die Vorlagen, auf die sich die Rekonstruktion von Fassadengliederung und Barockschmuck gründet, denn: die architektonischen Pläne des Schlosses gibt es nicht mehr.

Mafia, Lobby

Beim Architekturwettbewerb ging es nach Auskunft eines uns bekannten Teilnehmers alles andere als fair zu: nicht nur erfüllte der Sieger Stella nicht einmal die Voraussetzungen zur Teilnahme, nämlich eine gewisse Mindestanzahl fest angestellter MitarbeiterInnen bzw. einen jährlichen Mindestumsatz vorweisen zu können; der Sumpf geht, so war im Tagesspiegel zu lesen, viel weiter: Hans Stimmann, Berlins ehemaliger Senatsbaudirektor und Befürworter der Schloss-Idee, weilt in Vicenza, um einen alten Freund zu besuchen: den Architekten Franco Stella. Während die beiden Herren im strömenden Regen die Palladio-Villen im Umland besichtigen, klingelt das Handy von Stella, am Apparat ist Bundesbauminister Wolfgang Tiefensee, der zum Ersten Preis beim Architektenwettbewerb für das Humboldt-Forum gratuliert. Nach unserer Quelle rief der Bundesbauminister nicht Stella, sondern Stimmann direkt an. Und Stella rapportierte brav: sein Entwurf sei eine Hommage an die preußische Geschichte, geschaffen aus dem Geist des 17. Jahrhunderts, der bekanntlich weit vor der Aufklärung herrschte.

„Berlinische“ Architektur

Franco Stellas Raster wirkt wie eine Karikatur des bei der Berliner Architekturmafia so beliebten Rationalismus. Stellas Fassaden sprechen den Geist der „neuen Berlinischen Architektur“ nach 1990, einem in eine autoritäre Richtung gedrehten Rationalismus. In dem Versuch eine typisch Berlinische Architektur zu konstruieren wurde der moderne Ordnungsfetisch gegen die moderne Avantgarde gewendet, also Ordnung, Reduktion und Wahrheit gegen Bruch, Wandel und Öffnung.

Im autoritären Gestus der Berlinischen Architektur finden sich vor allem zwei Motive. Eine angebliche preußische Tradition mit Tugenden wie Nüchternheit, Strenge, Disziplin, Klarheit und Präzision sowie der Flirt mit nationalsozialistischer Architektur.

Klassizismus. So soll vor allem der Klassizismus des Architekten Karl Friedrich Schinkels Rollenmodell einer wahren Berliner Architektur sein, „diszipliniert, preußisch, zurückhaltend in der Farbigkeit, steinern, eher gerade als geschwungen“, so Hans Stimmann.

Bei dem Architekten Jürgen Sawade, einem Schüler des Rationalisten Ungers, hört sich die Berlinische Architektur so an:

„Ich bin Berliner und als solcher Großstädter. Meine Architektur ist eine großstädtische Architektur. Ich bin auch Preuße und als solcher in meiner ästhetischen Gesinnung Purist, ein Rationalist und zunehmend ein Minimalist. Meine Architektur ist puristisch, d.h. sie ist einfach, klar, präzise, ehrlich. Weniger ist für mich mehr, weniger ist für mich besser, weniger ist für mich alles! Mit dieser Gesinnung stehe ich nicht allein, sondern sehr wohl auch in der Tradition der Berliner Baugeschichte.“

Faschismus. Vittorio Magnago Lampugnani, ehemaliger Leiter des deutschen Architekturmuseums und Vorsitzender der Jury des Humboldt-Forum-Wettbewerbs hingegen lobt die handwerkliche Qualität von Bauten die im nationalsozialistischen Deutschland entstanden sind. So schrieb er 1993 im Spiegel:

„Bis in die zwanziger Jahre hinein zeichnete sich die Architektur des damaligen Deutschen Reichs durch extrem hohe Qualität aus. [...] Dasselbe gilt für die Architektur in der Zeit des Nationalsozialismus, die zwar in den öffentlichen Repräsentationsbauten einem hölzernen, megalomanen Klassizismus huldigte, aber sonst ausgesprochen solide detaillierte Bauten hervorbrachte.“

Und weiter:

„Das ‚Nazi‘-Verdikt wirkt bis heute nach. Wer im Bauen altbewährte Materialien wie Naturstein oder Holz verwendet, gilt als reaktionär. Wenn er daraus solide, gut detaillierte Bauten konstruiert, ist er fast schon totalitär. Und wenn die Grundrisse klar geometrisch angelegt und die Fassaden einheitlich und streng gegliedert sind, dauert es nicht lange, bis er als Faschist diffamiert wird.“

Der megalomane Klassizismus jedoch schien dem Architekten Hans Kollhoff zu gefallen. Bei seinem Entwurf für einen neuen Eingangsbau für die Museumsinsel versucht er sich an einer Aktualisierung nationalsozialistischer Repräsentationsarchitektur.

Warum also Stella? Die Schlossfreunde sind ein anderes Kaliber als die neo-klassizistischen Rationalisten der Berlinischen Architektur, ihre Gemeinsamkeit aber finden sie im nationalen Dünkel. Und somit verbindet der Stella-Entwurf die Phantasien beider Lager

Im Hinblick auf die Ungereimtheiten bei der Beauftragung Stellas, und der ausgesprochenen Inhaltsleere seines Entwurfs, drängt sich der Verdacht auf, dass der italienische Architekt eine strategische Pappfigur ist, jemand der möglichst nah an die politischen Institutionen gebunden ist. Somit kann sein Raster vor allem als Platzhalter verstanden werden, als Leerstelle, die dem Humboldt-Forum die notwendige Projektionsfläche schafft.

ArbeitsmigrantInnen

Auf den Großbaustellen ob am Potsdamer Platz oder im Regierungsambiente am Kanzleramt wurde über ein Sub-Sub-Subunternehmertum massenweise Menschen aus dem ost- und südeuropäischen Ausland als Bauarbeiter unter prekärsten Bedingungen

herangezogen und durch Unterschlagung jeglicher Sicherheit Unfälle auch mit Todesfolge billigend in Kauf genommen. Während in den Herkunftsländern über die Toten und schlechten Arbeitsbedingungen der Arbeitsmigranten in den Medien berichtet wurde gab es in Deutschland Kampagnen die u. a. auch im Reality-TV Stil die Zollfahndung bei der Baustellenüberprüfung Jagd auf illegal Beschäftigte verfolgte. Dies führt bekanntermaßen zu einer Spirale der weiteren Kriminalisierung und Verbilligung von Lohnverhältnissen.

9. Stopp: Temporäre Kunsthalle Berlin

Eventkultur – Bötchen fahren im Palast der Republik.

Die sogenannte Zwischennutzung des Palastes wurde durch mein Musikprojekt „Wagnerkomplex - Musik und die deutsche Identität“ 2003 angestoßen. Ich habe versucht, durch Sampling nationaler Musiken diesem komplexen Ort eine vierte Dimension, eine Zeitachse hinzuzufügen; nicht zuletzt um zu zeigen, dass der Palast im damaligen Zustand (als Gerippe mit Glashülle und großartigen Ausblicken) ein idealer Ort für ANTI-nationale Projekte sein kann.

Er verkam aber schnell zu einer Zirkusbude mit Angeboten wie Bergsteigen und Bötchen fahren, untervermietet an McKinsey und den BDI - und zuletzt zu einem Eventraum für die Kunst. Daraus entstand fünf Jahre später die Idee der Temporären Kunsthalle - ein privat finanziertes, postfordistisches, neoliberales Unternehmen, das trotz hoher Personalfuktuation und Selbstaussbeutung bei bisher horrenden Eintrittspreisen immer wieder vor der Pleite steht. Dahinter stehen jetzt alte Westberliner Seilschaften um den ehemaligen Kultursenator und „Partner für Berlin“ - Chef Volker Hassemer.

Volker Hassemer, Partner für Berlin; Citybranding

Volker Hassemer ist auch Vorstand des Kunsthallen-Mehrheitsgesellschafters Stiftung Zukunft Berlin, die ebenso wie „Partner für Berlin“ die Stadt als Wirtschaftsstandort und Hauptstadt vermarktet.

„Wir haben uns entschieden, das (Humboldt-Forum) nicht zu einem Berliner Thema zu machen... Nicht zu einem deutschen Thema, noch nicht einmal zu einem europäischen, sondern wir haben die Größe gezeigt, diesen Ort der Welt zu schenken.“

sagt er als Vorsitzender der Arbeitsgruppe Initiative Humboldt-Forum im November 2008.

10. Stopp Kommandantur

Bertelsmann/ Lobbying

Das Kommandantenhaus dient jetzt der Repräsentanz der Bertelsmann Mediengruppe. Sie kaufte es 1999 für 12,7 Mill. DM vom Berliner Senat, mit der Auflage einer genauen Rekonstruktion der historischen Fassade.

Die Bertelsmann Stiftung ist einer der einflussreichsten Think-Tanks der deutschen Politik und betreibt europaweite Lobbyarbeit durch Rankinglisten, z.B.: Sustainable Governance Indicators. Sie entwickelt mit Elitegruppen das Modell eines Staates als Privatunternehmen ohne Mitbestimmung. Grundrechte werden zu Produkten. Die Bertelsmann Initiative „neue soziale Marktwirtschaft“ ist so ziemlich an allen Programmen des neoliberalen Sozial- und Rechteabbaus beteiligt.

Darunter ist das Centrum für Hochschulentwicklung, das seit Mitte der 90er Jahre mit der Hochschulrektorenkonferenz zusammenarbeitet. Ziel ist die „Ökonomisierung der Verhaltensorientierungen“ der Hochschulen, durch die sich „der Wirtschaft der unmittelbare Zugang zum Hochschulsystem eröffnet“. Es ist kein Widerspruch, dass Bertelsmann sich als Reformier des Bildungswesens ausgibt und zugleich Gewinn mit Massenunterhaltung à la DSDS macht, sondern es folgt der Logik von Entertainment (Profit) und Bildung (Investition). Bertelsmann ist einer der wichtigsten Bewohner des imaginären Campus des neoliberalen Bildungsideals mit humanistischem Brand.

Wiederaufbaumedley

Die Humboldt-Universität: bei Bombenangriffen 1944 bis auf schwer beschädigte Fassaden vollständig zerstört.

Die „Alte Bibliothek“ am Bebelplatz 1945 bis auf die barocken Umfassungsmauern ausgebrannt.

Die Hedwigs-kathedrale 1943 von Brandbomben getroffen und zerstört.

Die Staatsoper unter den Linden: 1941 komplett zerstört und umgehend wiederaufgebaut.

Zwei Jahre später im Februar 1945 erneut dem Erdboden gleichgemacht

In derselben Nacht wird das Berliner Stadtschloss bis auf seine Außenmauern zerstört.

Die Neue Wache 1944 zerstört.

Die Bauakademie 1945 ausgebombt.

Das Zeughaus 1945 bis auf die Fassaden ausgebrannt.

Das Kronprinzenpalais im März 45 nach Bombenangriffen ausgebrannt.

Die „Alte Kommandantur“ ebenfalls 1945 vollständig zerstört.

Die Humboldt-Universität schon 1954 wiederaufgebaut. Fassaden restauriert, dahinter ein 50er Jahre Neubau.

Die „Alte Bibliothek“ barocke Außenmauern rekonstruiert, dahinter ein Neubau „entsprechend den modernen Nutzungsanforderungen“.

Die Fassaden der Hedwigs-kathedrale rekonstruiert. Der Innenraum „im Stil der 50er Jahre nüchtern ausgestaltet“.

Die Oper originalgetreu rekonstruiert und 1955 feierlich wiedereröffnet. Wie schon bei ihrer ersten Wiedereröffnung durch die Nationalsozialisten wurde Richard Wagners „Die Meistersinger von Nürnberg“ gespielt.

Die Neue Wache originalgetreu wiederaufgebaut.

Die barocken Fassaden des Zeughauses wiederhergestellt, dahinter ein zweckmäßiger Neubau.

Das letzte Rekonstruktionsprojekt der DDR, das Kronprinzenpalais: moderner Neubau der sechziger Jahre mit klassizistischer Fassade.

Die „Alte Kommandantur“ wurde schließlich nach dem Ende der DDR vom Bertelsmann Konzern als Zentrale wiederhergestellt. Mit ungeheurem Aufwand wurden die Fassaden rekonstruiert und das Innere mit Hightech der Jahrtausendwende bestückt. Die barocken Deckengemälde wurden durch riesige Flatscreens ersetzt, auf denen wahlweise ein Sternenhimmel oder Imagefilme gezeigt werden können.

Während ihrer gesamten Existenz hatte sich die DDR in Berlin als keineswegs anti-preußisch erwiesen, sondern war mehr als gewillt den nationalen Sinn für den Wiederaufbau zu mobilisieren, um die Wunden zu heilen, die der Reichshauptstadt im Krieg geschlagen wurden.

Sie rekonstruierte flächendeckend allerdings nur Unter den Linden, ausgehend vom Bebelplatz in Richtung Schlossplatz. Die Wilhelmstraße dagegen, mit ihren zahlreichen barocken und klassizistischen architektonischen „Juwelen“ wurde mit Plattenbauten aufgefüllt oder einfach leer gelassen. Die Gebäude waren zu nah an den Zentren des nationalsozialistischen Regimes.

Ob die preußischen Junckerpaläste oder gar am Ende die neue Reichskanzlei als „historisches Dokument“, als „mahnendes Zeugnis“ oder als „architektonisch wichtiges Gebäude an der historischen Wilhelmstraße“ rekonstruiert werden wird, wissen wir nicht. Eher ist es wohl so, dass das eine historische Zentrum Berlins, die völlig zerstörte Wilhelmstraße und das wiederhergestellte historische Zentrum Berlins zwischen Bebelplatz und Schlossplatz sich als guter und als böser Preußischer Bulle gegenseitig bedingen:

Rekonstruiert wird dasjenige Preußen, das ins Geschichtsbild der Berliner Republik passt: das Preußen der Bildung und Kultur: die Universität, das Museum und die Oper. Das Zentrum preußischer Machtausübung, das in das nationalsozialistische Machtzentrum überführt wurde, bleibt zerstört und verweist darauf, dass genau jene Momente der deutschen Geschichte, die abgeschlossen werden sollen, im Bild der Stadt unsichtbar bleiben werden. Die flächendeckende Kriegszerstörung wird durch die gut ausgewählten, örtlich

genau umgrenzten „kritischen Rekonstruktionen“ aller deutschen Regierungen nach dem Krieg, faktisch noch zu einem „selektiven Rückbau“ jenes Bildes der Stadt, das nicht in der herbeigeredeten Tradition eines toleranten und weltoffenen Deutschlands steht. In Berlin wird Geschichte selektiv zurückgebaut.

11. Stopp: Humboldt-Universität

Das Phonogramm-Archiv und die Unmöglichkeit des Sammelns

Das Berliner Phonogramm-Archiv, „*Memory of the World*“ der Unesco, wurde um die vorletzte Jahrhundertwende mit der Erfindung einer transportablen Schallaufzeichnungstechnik, der Edison-Walze, gegründet. Sie diente zur Beschreibung dessen, was deutsche Männer aus fernen Ländern mitbrachten - es war die Hochzeit des europäischen Kolonialismus.

Das Lautarchiv der Humboldt-Universität ist eine Sammlung von Sprachaufnahmen, die während des Ersten Weltkriegs mit der akustischen Vermessung von Kriegsgefangenen begonnen wurde.

Diese Aufnahmen, die im Humboldt-Forum zusammengeführt werden, werfen ein erschreckendes Bild auf diejenigen, die diese Idee des Sammelns begonnen haben.

Bis auf den heutigen Tag werden die beiden Archive gerühmt, weil sie „untergegangenen“ Kulturen angeblich eine Stimme geben. Dabei wird wissentlich übersehen, dass die Aufnahmen in erster Linie eine Aussage über die verwendete Technik und die Bedingungen, denen die Aufzunehmenden durch die deutschen Missionare und Militärs ausgesetzt waren, nämlich Zwangsbedingungen, darstellen. Auf diese Tatsache wird auch nicht im schon mehrfach erwähnten Band zum Humboldt-Forum von Parzinger/Flierl eingegangen. Dort heißt es stattdessen, „*dass die Weltmusik hier die kulturellen Begegnungen des Grenzüberschreitenden realisiert*“, und dass für das Berliner Phonogrammarchiv durch die Verantwortung der geschichtlichen Verarbeitung der Weltmusik neue menschliche und ethische Dimensionen entstünden.

Bei der Presseeröffnung der Ausstellung „Anders zur Welt kommen“ antwortete die Direktorin der Berliner Stadtbibliotheken auf die Frage, wie man die Welt ausstellen könne:

„*Indem man sich wohlfühlt in der Lounge der Weltmusik*“.

Exkurs: Sammeln

Für diese Veranstaltung möchte ich einige wenige Punkte zur komplexen Frage des Sammelns – vor allem von Ethnographica – vorstellen. Zum Sammeln von ethnologischen Objekten, wozu jetzt auch Objekte außereuropäischer Kunst gehören, kann und wurde, vor allem in den letzten 20 Jahren sehr viel gesagt. Ethnologische Museen und Sammlungen mussten sich im Bezug auf ihre Sammeltätigkeit, ihre Sammlungen und ihre Ausstellungspraxis der postkolonialen Kritik stellen.

Im 17. Jahrhundert, sagt uns MacPherson (1962), entsteht das Ideal des Ichs als Besitzer (‘besitzergreifender Individualismus’ ist McPherson’s Begriff). Das ist dann allerdings nicht bloß eine individuelle Angelegenheit, sondern eine von Gemeinschaften. Identität ist (auch) Reichtum – eine Ansammlung von Kultur, Wissen, Geschmack etc. --- (Empire ist auch eine Sammlung von Ländern).

Sammeln ist nicht Horten, sondern:

Besitzergreifen und Ordnen, das heißt Sinn machen aus der Welt, die uns umgibt.

Dazu gehören:

rationale Klassifikationssysteme, aber auch Ästhetik, Geschmack, und letztlich der performative Aspekt des Zur-Schaustellens eben jenes symbolischen und materiellen Kapitals.

Selektion – die gute (authentische, antiquarische, etc.) Sammlung wird abgegrenzt

vom Kitsch oder vom bloßen Horten der Dinge – (ein Sammler ist kein Messie). (die Sammelimpulse bürgerlicher Kinder werden entsprechend in Bahnen gelenkt, die Systematiken des Sammelns lehrt).

Sammlungen verweisen auf den Sammler: der Sammler der Fetische (oder anderer peinlicher Gegenstände, wird diese nicht ausstellen, weil es seiner öffentlichen persona nicht zugute kommt.

Die Kuriositätensammlung/Wunderkammer (die der ethnologischen Sammlung vorausgeht) des 17. bis 19. Jahrhunderts kommt oftmals ohne Klassifikation aus. Was hier gezeigt bzw. gesammelt wird muss nicht klassifiziert werden, es kann auch einfach schön (subjektiv), verwunderlich, fremd, oder besonders sein. Es spricht quasi nur über die Person des Besitzers – und dessen kulturellen Hintergrund (Reisen, Verbindungen, Wohlstand, Bildung).

Formen der Aneignung

Für uns in diesem Forum sind Fragen der Aneignung von besonderem Interesse – einmal eine ästhetische und dann die physische, die Frage, „wie kam das Objekt – die Maske, die Ahnenfigur, etc. - ins Museum?“

Sammeln ist natürlich eine recht neutrale Bezeichnung – die Frage, wie genau die Objekte in den Besitz von Sammlern oder Museen gekommen sind, ist in den letzten Jahren vermehrt diskutiert worden. Es gibt immer wieder Rückgabeforderungen, aber eigentlich weniger als man annimmt. (was oft damit zusammenhängt, dass der Verbleib von ‚verlorenen oder vermissten‘ Objekten in den Ländern ihrer Herkunft unbekannt ist). Trotzdem kann keine der Formen der Aneignung von sog. ‚Ethnographica‘ außerhalb des kolonialen Kontextes, in dem sie stattfand, gesehen werden

Systematisches Sammeln von Ethnographica steht mit der Etablierung der Ethnologie im späten 19. Jahrhundert im Zusammenhang. In Deutschland etablieren sich ethnologische Museen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (1873 Gründung des Königlichen Museums für Ethnologie in Berlin, mit Adolf Bastian als Direktor). Mit der Institutionalisierung des Sammelns werden Objekte zu Objekten der Wissensakkumulation. Felix von Luschan, z. B. verfasst eine Anleitung zum ethnographischen Sammeln und Beschreiben von Kultur. Objekte werden dazu benutzt, fremde Lebenswelten und Kulturen zu untersuchen und darzustellen (damit werden dann oft kulturelle Einheiten geschaffen, die so vorher nicht existiert haben). Die Objekte sind damit keine Kuriositäten mehr, sondern stehen für die fremde Kultur. Diese Darstellung geht mit einer Vorstellung von ungleicher Entwicklung einher, in die die Kulturen eingeordnet werden.

Die Objekte repräsentieren die zuvor in Besitz genommene Welt (nämlich der Kolonie). Die Makonde Maske steht dann synekdotisch für die Kultur, die anders nicht abgebildet werden kann.

Es werden Kultur- und Naturvölker unterschieden, was die Sammeltätigkeit stark prägt. So werden z.B. besonders von sogenannten ‚Buschleuten und Hottentotten‘ (die unter ‚Naturvölker‘ eingeordnet werden) sehr viele Schädel und Knochen gesammelt, weil diese als Steinzeitmenschen gesehen werden, die am besten durch ihre physischen Eigenschaften zu verstehen sind.

Mit dieser Art der Klassifikation und des Sammelns wird dann auch eine europäische Gegenwart und Identität – in der Abgrenzung von anderen – konstituiert. Die Objekte werden damit zu Zeugen außereuropäischer Andersartigkeit.

1. Wissensaneignung

Authentizität und salvage ethnology:

Seit dem späten 19. Jahrhundert gingen Ethnologen in Europa (aber auch in Südafrika etc.) vom Verschwinden von Kulturen und ‚Rassen‘ aus. Diese Vorstellung ist eng an das

Darwinistische Entwicklungsmodell geknüpft. Das authentische Objekt wird damit zu einem in der jeweiligen Gegenwart schon antiken Objekt, da es aus einer ‚antiquierten‘ Welt stammt. Weil diese als bedroht wahrgenommen wird, müssen die Objekte (aber auch Sprachen etc.) ‚gerettet‘ werden. Wie genau der Erwerb der Ethnographica, Kunstgegenstände oder archäologischen Objekte vonstatten ging, wurde erst in den 1980er Jahren wirklich ein Thema (obgleich die Akquise zum Teil schon vorher recht deutlich beschrieben worden war, vgl. z. B. Leiris 1931).

Dasselbe gilt für die Sammlungen von Schädeln und anderen menschlichen Überresten in Museen und anderen (z.B. medizinischen) Institutionen. Auch hier gibt es den Aspekt der Rettung – nicht der ‚Rasse‘ an sich (genau wie mit den Kunstgegenständen die Kultur sicher nicht gerettet wird), vielmehr geht es um die Dokumentation dessen, von dem man annimmt, dass es verloren sein wird (die ‚Rasse‘, die Kultur).

Besonders in der (salvage) Ethnologie entsteht der Wunsch nach ‚Vollständigkeit‘ (die Sammeltätigkeit steigt im 1. Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts erheblich an.

2. Ästhetische Aneignung

Schönheit

Afrikanische Masken oder z.B. *minikondi* wurden nicht gesammelt, weil sie schön waren, sondern eher als Kuriositäten, bzw. authentische Insignien verschwindender Kulturen oder bestenfalls als Antiquitäten aufbewahrt.

Die ersten Direktoren des Trocadero – in das dann Picasso, Appollinaire etc. pilgern, um sich inspirieren zu lassen – waren nicht unbedingt an den ästhetischen Qualitäten der Objekte interessiert – es ging viel mehr um ethnologisches Wissen (Appollinaire 1912). Das ist in unserem Zusammenhang interessant: wenn also heute, wie zum Beispiel im Musée Quai Branly von einer universell erfahrbaren Schönheit ausgegangen wird, so ist dies ganz klar eine sehr moderne Einschätzung – und damit, zumindest zeitlich, Moden und Ansichten oder Geschmack – unterworfen.

Die Aneignung ästhetischer Einschätzungen – auch von Geschmack, Stil, Formgebung – ist ganz klar eine gegenseitige (z.B. zwischen Afrika und Europa – und das ist nicht erst eine postkoloniale Entwicklung).

3. Physische Aneignung

Hier treten koloniale Machtverhältnisse und deren Verhandlung am deutlichsten hervor. Objekte können gekauft, geschenkt, gestohlen sein.

Soweit ich weiß, gibt es keine Statistiken, die uns darüber informieren könnten, ob die meisten Objekte nun koloniale Kriegsbeute, Diebesgut, ordentlich erworben oder gar geschenkt wurden.

Besonders Kultgegenstände in europäischem Besitz sind oft mit der Geschichte von Missionierung und Kolonisierung verbunden. So wurde zum Beispiel ein Grabdenkmal für einen Herero-chief von der Wuppertaler Mission einfach mitgenommen (und bis heute nicht zurückgegeben). Der blaue Thron aus dem Kameruner Grasland- eines der Glanzstücke in der Afrika-Ausstellung des Berliner Ethnologischen Museums, soll ein Geschenk des dortigen Herrschers an Kaiser Wilhelm gewesen sein.

Es ist also schwierig, Objekte auszustellen, ohne die Frage ihrer Herkunft, Aneignung, und ihren Werdegang hin zum ethnologischen Objekt zu beschreiben.

12. Stopp: Neue Wache

Demo anticolonialer Afrika Konferenz. Forderung Anbringung Plakette

Im November 2004, anlässlich des 120. Jahrestags der Berliner Afrika Konferenz, bei der 1884/85 unter der Leitung Bismarcks die Grundlagen für die koloniale Durchdringung des Kontinents gelegt worden waren, demonstrierten die Teilnehmenden der Antikolonialen Afrika

Konferenz vor der Neuen Wache und erhoben u. a. die Forderung, dass die Bundesregierung dort eine Gedenktafel anbringe – ein Vorbild wurde formuliert, probenhalber dort angebracht, aber durch die Regierung nie realisiert:

„Jeder Kolonialismus ist ein Verbrechen gegen die Menschheit. Die Bundesrepublik Deutschland gedenkt der Menschen in Afrika, Asien und Ozeanien, die durch den deutschen Kolonialismus verletzt, ihrer Würde beraubt, verjagt und ermordet wurden. Sie bittet die Nachfahren um Entschuldigung.“

13. Stopp: Zeughaus/ DHM

Land der Ideen

„Den Waffentaten zur Anerkennung, den Feinden zum Schrecken, den Völkern und Bundesgenossen zum Schutz, hat Friedrich I., der erhabene und unbesiegte König der Preußen dies Zeughaus zur Bergung aller Kriegswerkzeuge sowie kriegerischer Beute und Trophäen von Grund auf erbauen lassen im Jahre 1706“.

Das Arsenal des Preußenkönigs. Die Waffenkammer gegenüber dem Schloss. Ein Plan des Jahres 1732 zählt 78160 Waffen der Infanterie, Kavallerie und 738 Geschütze der Artillerie. Ende des neunzehnten Jahrhunderts wird die Waffenkammer zum Museum: Genauer: Zur „Ruhmeshalle der brandenburgisch preußischen Armee“, einer Versammlung der preußischen Helden, Könige und Feldherren. 1932 eröffnet dort eine Abteilung, deren Ziel es ist, das Bild des verlorenen Ersten Weltkriegs in die Heldensage des preußischen Deutschtums umzuschreiben.

Dem Besucher soll gezeigt werden: „wie das deutsche Volk mit Heldenmut und Frontgeist sich gegen die Angriffe der ganzen Welt zur Wehr zu setzen hat“.

Hitler fühlt sich hier wohl. Militärische Aufmärsche und Gedenkfeiern im Lichthof finden statt. Alljährlich am Heldengedenktag hält er vom Balkon der Freitreppe aus eine Rede, in der der je aktuellste Stand des deutschen Heldentums beschworen wird

Die DDR macht das Zeughaus zum „Museum für deutsche Geschichte“. Nach der Wende war geplant, Helmut Kohls „Deutsches Nationalmuseum“ hier zu gründen, schließlich realisiert wurde das „Deutsche Historische Museum“

Im Lichthof eröffnet die Kanzlerin Angela Merkel im sogenannten Märchensommer 2006 eine weitere Ausstellung in der Reihe deutscher Heldenverehrung:

Der jüngste Student und die schnellste Doktorin, der beste Designer und die erfolgreichste Architektin, die schönste Frau und der jüngste Konzernvorstand werden auf 100 weißen lebensgroßen Fotostelen ausgestellt.

Der Titel der Ausstellung: „Die einhundert Köpfe der Zukunft“.

Die Ausstellung ist das Besucherzentrum der Nation branding Kampagne „Deutschland - Land der Ideen“ Als Teil der Kampagne hat die Fan Club Deutschland GmbH sechs überdimensionale, silber-glänzende Monumentalskulpturen an historisch anmutenden Plätzen in Berlin aufstellen lassen. Sie repräsentieren deutsche Erfindungen:

So steht auf dem Bebelplatz, wo 1933 Bücher verbrannt wurden, ein 12 Meter hoher Bücherstapel, eine Kopfschmerztablette ist vor dem Parlament aufgestellt, zwei Adidas Fußballschuhe liegen vor dem Regierungssitz und ein Audi TT Roadster parkt vor dem Brandenburger Tor.

Zeitgenössisches Heldengedenken im Gewand des Fan Clubs und zeitgenössische Nationaldenkmäler im Look der public art: silbern und aus Plastik, mit abgerundeten Ecken, temporär und eventorientiert.

Kunst und kalter Krieg

Am Tag der deutschen Einheit 2009 eröffnet, eingebettet in das krisenbedingt etwas weniger schrill ausfallende 60 jährige Jubiläum der Bundesrepublik, die Ausstellung „Kunst und Kalter Krieg“ in der wiederaufgebauten Waffenkammer. Die Ausstellung, die von Los Angeles über das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg ins DHM tourt, präsentiert sich

als ‚Grundlage der deutschen Kunstgeschichte nach 1945‘ und ergänzt so die nationale Aufarbeitungswohlfahrt der vergangenen Jahre um einen entscheidenden Schritt. 2009 wird nach dem NS nun das letzte Unrechtsregime auf deutschem Boden aufgearbeitet: die DDR. Die Ausstellung tritt an, die deutsche Seele in der Kunst aufzusuchen und hierin die Teilung nicht mehr als Blockkonfrontation politischer Systeme, sondern als tragische Spaltung meisterhafter Expression neu zu erzählen. West- wie Ost - finden sich Malerfürsten, kritische Kritiker und verkannte Genien - Helden des Ausdrucks zusammengebracht durch ihre Teilung.

Dass im DHM „Kunst und Kalter Krieg“ gastiert, stellt die Kunst der Vergangenheit und die Nation der Gegenwart ins rechte nationale Licht: die Wahl der Waffen hat sich gewandelt. Vom Kriegsarsenal, zur nationalen Wunderkammer, zur hochkulturellen Versenkungsschau - im Zeughaus erzählt sich die Geschichte Deutschlands als Heldenmythologie. Und im Jubiläumsjahr 2009, in dem Deutschlands Geburt ebenso wie der Tod der DDR gefeiert wird, scheint die Kunst die internationalste nationale Kraft zu versprechen.

In dieser Historisierung der Hochkultur als willkürlicher und unwillkürlicher Geschichtsschreibung der Deutschen Seele existiert die Vergangenheit nur noch als Initialisierungsritus der Gegenwart. Im DHM macht alle Deutsche Geschichte Sinn: um zu zeigen ‚was deutsch ist‘ als Heldenmythos darüber ‚was deutsch war‘.

14. Stopp: Museumsinsel

Ein Museum in Dubai als Vorbild für das Humboldt-Forum.

Am 7. Mai 2007 unterzeichneten die Direktoren der Kunstsammlungen Dresden, der staatlichen Museen Berlin und der Bayrischen Staatsgemäldesammlungen ein Abkommen mit der „Dubai Culture and Arts Authority“ über die konzeptionelle Planung eines Universal museums. Geplant sind auf einer riesigen Fläche in Dubai ein Opernhaus, zehn Museen, 14 Theater, elf Galerien und neun öffentliche Bibliotheken. 2009 wird ein vorläufiger Ausstellungspavillon entstehen, mit dessen Bau Rem Koolhaas beauftragt wurde.

Aber es ist mittlerweile ein allgemein bekannter und permanenter Skandal, dass in den Emiraten für 90% der Bevölkerung Arbeitsverhältnisse gelten, die einer Versklavung nahe kommen. Die Aufenthaltserlaubnis der Arbeiter ist an den Arbeitsvertrag mit einem Emirati gebunden, ihre Pässe werden bei der Ankunft vom Arbeitgeber eingezogen. Sie sind in sogenannten Labour-Camps mit unzumutbaren Lebensbedingungen untergebracht.

Die Emirate sind ein Immobilienentwickler, der als Staat verkleidet ist. Gebaut werden insulare Zentren als Ergebnis einer internationalen Finanzpolitik in Ökonomien, in denen der Großteil der Bevölkerung unter dem Existenzminimum lebt, deren BIP aber durch die globalen Investmentfonds, Geldwäsche und ihre lokalen Schwitzbuden hochgetunt ist.

Israelischen Staatsangehörigen ist die Einreise verboten, die Emirate repräsentieren eine Welt nach der Existenz Israels.

Welche Legitimität bietet das Modell Universal museum diesen Inseln einer globalen Anlegerökonomie an, und wie strahlt diese Funktion zurück auf das Selbstverständnis der Museen hier?

Reinhold Baumstark, ehemaliger Direktor der Museen zu München, sagt in der Pressekonferenz zum Universal museum Dubai in Berlin 2008:

„Der Reichtum an Menschen zeichnet diesen Ort aus, der kosmopolitanische Charakter dieses Ortes, es wurde gerade schon von einem kosmopolitischen Furor gesprochen, all das soll auch seine Reflexion und seine Auswirkung in diesem künftigen Museum haben.“

Peter-Klaus Schuster, ehemaliger Direktor der Museen preußischer Kulturbesitz, präzisiert in derselben Pressekonferenz:

„Zivilisationsgeschichte, Geschichte der Städte, Geschichte der Oasen, die Neuerungen der Zivilisation, all dies unter dem Aspekt der Zivilisationsgeschichte; Wissenschaft, Nobelpreise, die Geschichte der Nobelpreisträger, Zukunftstechnik, Zukunftsdesign, das ist die Zivilisationsgeschichte aus ihrem Herkommen. Und dann, die großen Themen der Kunst. Sozusagen das „Musée Imaginaire“ eines Weltkunst museums. Wir haben dann den Kanon. Das bedeutet, dort gibt es Afrika, dort gibt

es Asien, da gibt es indische Kunst, all das. Kalligraphie, all das gibt es, es gibt auch Design, das Auto, das „BMW-Museum“ und die „Pinakothek der Moderne“ mit dieser großen Designsammlung werden die entscheidenden Mitspieler sein. Dann Themen: Virilio, Geschwindigkeit, all diese Themen einer Weltkunst der Gegenwart. Und dann schauen wir ganz stark in die Zukunft. Da müssen wir nach Dresden schauen, wo leben wir in Dresden der zweiten Welt? Schon sozusagen „The Second Life“. Entertainment Zukunft. Aber auch die weltentscheidenden Fragen: Klima, Ernährung, all das, was uns bewegt. Die großen Menschheitsfragen, die auf uns zukommen, werden dort in Etappen, in solchen Wissensausstellungen behandelt. Von daher haben sie schon den Blick nach vorne. Und Sie merken ja auch, das ist schon eine Veränderung an der Ergreifung des Status dieser staatlichen Museen zu Berlin, die als ihre größte Zukunftsaufgabe das Humboldt-Forum sehen, Welneugierde, Weltkunst, all dies. Sie merken plötzlich diese staatlichen Museen zu Berlin als eine Einrichtung der Stiftung Preußischen Kulturbesitzes, mit einem Präsidenten, der jetzt Goethe bei dem Auswärtigen Amt hat, mit einem Präsidenten der vom Auswärtigen Amt mit dem Deutschen Archäologischen Institut kommt. Sie merken, die staatlichen Museen machen nicht nur Metropolen-Programm, Rio, Sao Paulo, was man ohnehin macht, Kapstadt, sondern wir sind mit unseren „United German Museums“ sozusagen auf der großen internationalen Plattform.“

15. Stopp: Humboldt-Forum

Das Humboldt-Forum als Universalmuseum

Das Humboldt-Forum soll laut PlanerInnen, das im Zuge der Aufklärung entstandene Konzept des Universal museums reaktivieren. Damit wird der Anspruch verfolgt, die Menschheitsgeschichte im Spiegel ihrer Werke abzubilden. Die zu diesem Zweck in die Mitte der Stadt transferierten Ethnologica erfüllen dadurch, so heißt es, eine Aufwertung. Im Gegensatz zu den Dahlemer Ausstellungen, in denen die Sammlungsgeschichte wohlweislich ausgeblendet wurde, will das Humboldt-Forum zudem auf den in Berlin seit Jahren von Gruppen wie der *Antirassistischen Initiative* (ARI) vehement vorgetragenen Protest reagieren. [Die Gruppe forderte 2006, dass die gewaltsame Geschichte des Sammelns im Kontext der deutschen und europäischen kolonialen Unternehmungen sowie die betrachtenden und wissenschaftlich interpretierenden EuropäerInnen selbst zum Gegenstand gemacht werden müssten. Für das Humboldt-Forum wurde angekündigt, nicht nur die Sammlungsgeschichte zu reflektieren, sondern auch bei der Deutung auf „*unterschiedliche Perspektiven*“ zu achten. Bei der Werkstattschau im Alten Museum war davon jedoch nichts zu sehen: Eine einzige Nabelschau europäischer Wissenschafts- und Eroberungsgeschichte, garniert mit vollständig ahistorisch Themen und Regionen zugeordneten ethnologischen Artefakten und einigen Zitaten, die wie auf Zuruf herbeizitierte Zeuginnen wirken, die wieder abtreten dürfen, wenn sie den für sie vorgesehenen Satz gesagt haben. Eine Kritik der Sammlungsgeschichte und Suche nach daraus zu ziehenden Konsequenzen bleibt zugunsten eines elegischen Lobesangs auf deutsche Wissenschaftsgeschichte aus: Von der Wunderkammer bis zum Humboldt-Forum besteht keine Sekunde Zweifel daran, dass die Welt wohl am besten von Berlin aus abzubilden sei. Während die Tradition europäischer Forschung distanzlos ausgewalzt wird, sind die Gesellschaften Lateinamerikas, Afrikas, Asiens und Ozeaniens nur als Objekte, nie aber in der Rolle der Forschenden zu sehen.

Damit entspricht die Ausstellung dem fortgesetzten strukturellen Binarismus des Gesamtvorhabens: Auf der einen Seite des Lustgartens, auf der Museumsinsel, wird eine Herkunftsgeschichte der europäischen Kultur von Ägypten über Griechenland bis zum deutschen Nationalstaat erzählt. Seit der Vereinigung der deutschen Staaten arbeitet man konsequent an der historischen Rekonstruktion der Museumsinsel. Die Werke, die als im Krieg entwendetes west-deutsches Eigentum betrachtet werden, werden zurückgefordert, um das „Kulturerbe“ zu vervollständigen. Mobile Konfigurationen und nicht-eurozentrische Lesarten dieses kulturgeschichtlichen Narrativs spielen hier keine Rolle.

Ganz anders dagegen auf der gegenüberliegenden Seite, wo das Humboldt-Forum mit Objekten der „Weltkulturen“ bestückt werden soll. Multiperspektivität und das Erproben neuer Interpretationen stehen hier hoch im Kurs. Mit Begriffen wie „*Austausch*“, „*Dialog*“, „*Toleranz*“, „*Begegnung*“, „*Bewegung*“, „*Pluralität*“ oder „*Kontakt*“ bemüht man sich, die Gleichwertigkeit der außereuropäischen Kulturen zum bestimmenden Thema zu machen, - solange sie unter sich bleiben! In der Werkstattschau „*Anders zur Welt kommen*“ springen die BesucherInnen durch die Kontinente, wie durch die Jahrhunderte, mit einer Leichtigkeit, die der Ausblendung

von Konflikten und Gewaltverhältnissen sowie dem Verzicht auf die Auseinandersetzung mit den Besonderheiten historischer Situationen und ihres Erbes zuzuschreiben ist.

Die Universal museumserklärung

Dass mit dem Humboldt-Forum und der Museumsinsel nicht das viel beschworene ganz Neue erfunden wird, macht die „Erklärung über die Bedeutung und den Wert von Universal museums“ klar, welche die Berliner Museen 2002 gemeinsam mit 18 weiteren Großmuseen in Europa und den USA unterzeichneten. Sie verlautbart, dass die durch „*Kauf, als Geschenke oder als Aufteilung*“ akquirierten Objekte heute „*Teil der Museen [sind], die für sie Sorge getragen hätten und dadurch zu Bestandteilen des Kulturerbes der Nationen geworden seien, die sie beheimateten.*“ – Raub und koloniale Überformungen von Tausch werden bezeichnenderweise nicht einmal genannt.

Weiter heißt es, dass die Anerkennung alter Zivilisationen wohl nicht auf der ganzen Welt so verbreitet wäre, wenn die großen Museen die entsprechenden Werke nicht einem internationalen Publikum zugänglich gemacht hätten. Rückgabeforderungen sei deshalb mit großer Skepsis zu begegnen. Es müsse anerkannt werden, dass „*Museen nicht nur den BürgerInnen der eigenen, sondern denen aller Nationen dienen.*“ In der Pflicht des Menschheitsinteresses handelten die Museen also und definieren damit selbst, in was dieses besteht. Sie verkehren damit universelle Ansprüche, wie sie nicht ohne problematische Normativitäten etwa durch die UNESCO formuliert wurden, in eine fortgesetzte Dominanzposition. Die Erklärung untergräbt die Arbeit der UNESCO zum Schutz des kulturellen Erbes und zur Rückgabe kulturellen Eigentums. Unter Fachleuten gilt sie als ein strategischer Einsatz, den Dialog über die Rückgabe von Artefakten zu verhindern, der zwischen den Museen und den betroffenen Staaten und Institutionen stattfinden müsste.

Die Verteidigung des Besitzes von in der Kolonialzeit angeeigneten Artefakten verlängert die koloniale Geste in die Gegenwart: Wie kann sich ein Direktor frech auf die Existenz von Kauf- und Tauschverträgen berufen, wenn er weiß, dass die Verkäufer oft genug auf Raub und Zerstörung zurückgriffen, um sich dann Eigentümer nennen zu dürfen? Damit schreibt diese Interessenskoalition europäischer und US-amerikanischer Institutionen eine Tradition fort: Ihre Auftraggeber-Nationen sind weitgehend deckungsgleich mit den Unterzeichnerstaaten der Berliner Afrika-Konferenz von 1884/85, durch die die Modalitäten der Aufteilung Afrikas zwischen den europäischen Kolonialmächten festgelegt wurde. Das scheint uns nicht ganz unbedeutend zu sein.

Als Neuerung und Versöhnung präsentiert, wird mit den Berliner Museen gerade ein restauratives Projekt verfolgt: Die Museumsinsel soll durch die Zusammenführung der Sammlungen den Vorkriegszustand reetablieren. Wie Hermann Parzinger anlässlich der Wiedereröffnung des Neuen Museums sagte:

„Mit der Übergabe an die Öffentlichkeit dieses Neuen Museums sind für uns die Folgen des 2. Weltkriegs wirklich (...) abgeschlossen.“

Diese Praxis zeigt sich sehr anschaulich am Umgang mit der Büste der Nofretete, auf die Berlin unabrückbare Eigentumsansprüche erhebt. Die Büste wurde nach dem Krieg von der Trophäenbrigade der Roten Armee abtransportiert, war dann in der Eremitage in Leningrad eingelagert und wurde seit 1959 im Ostberliner Bode-Museum wieder ausgestellt. Gerade in den letzten Wochen wird verstärkt in Frage gestellt, dass die Büste legal in die Berliner Museen gelangte. Die Stiftung Preußischer Kulturbesitz besteht jedoch nachdrücklich auf ihren zweifelhaften Eigentumsrechten und unterstellt der von Ägypten angekündigten formalen Restitutionsforderung das gewissermaßen niederere Motiv des nationalen Interesses. Zudem könne Ägypten als Ausstellungsort der Bedeutung der Nofretete-Büste für die Menschheit nicht gerecht werden. Ähnlich wie beim gerade eröffneten neuen Akropolismuseum will Ägypten diesem Argument mit einer musealen Neukonzeption auf gleicher Ebene widersprechen.

Mit der Rückführung der Artefakte in die historisierte Mitte Berlins, werden sie zu Demonstrationsobjekten fortgesetzter epistemischer wie materieller Gewalt, der gegenüber wir die Forderung erheben, auf die Kontrolle des Originals zu verzichten. Das sture Festhalten

an Eigentumsrechten lässt genau jene Bewegungs- und Veränderungsprozesse erstarren, die das Humboldt-Forum so stolz ankündigt. Nicht-Restitution ist kein neutraler Akt! Gerade die Aufgabe der Besitzerposition ist dabei die Bedingung für Dialog und Multiperspektivität. Oder, wie die Teilnehmenden der 2004 stattfindenden Antikolonialen Afrika Konferenz forderten:

„Unzählige Kunst- und Kulturschätze sind aus Afrika geraubt worden und bilden Höhepunkte mancher Museen und Privatsammlungen. Es muss eine Verständigung mit den Herkunftsländern erzielt werden, unter welchen Bedingungen die Gegenstände zurückgegeben werden bzw. in Europa bleiben können.“